



D. IO. GEORG HOFFINGER
K. Königl. Erster Bergarzt
zu Schleinitz
&c.

Pesch fec. 1789.

J. C. Mansfeld sc.

Demselben gewidmet von seinem
alten Freunde.

J. C. Mansfeld.

Joh. Georg Hoffingers

Der Arzneykunde Doktor, kais. königl. ersten Bergarztes zu Schenau in Hungaria, Mitgliedes der medizinischen Fakultät in Wien; und der Kaiserl. Akademie der
Naturforscher in Deutschland.

Bemischte medicinische

Schriften.

Erster Band.



Wien, bey Rudolph Gräffet und Comp.

1791.

πολλὰ εἰσὶ, ἀ σπιτάτειν οὐ τολμάω.

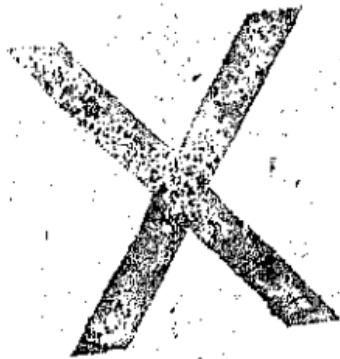


In meine

in drey Welttheilen

verstreute

Freunde und Bekannte.



Viele von Euch — die in meinen vorherigen Lebensjahren mit mir Umgang hatten ; die ich als merkwürdige Reisende kennen lernte ; die mich nach einer langen Trennung noch liebten und schätzten ; die mit mir Briefe wechseln — wolltet es oft wissen, wie ich lebe ? Ob das Los meines Lebens glücklich, oder nicht sey ? welchen Einfluß mein zehnjähriges Wandeln, in verschiedenen montanistischen Himmelsstrichen auf mein inneres und äußeres Ich gehabt habe ?

Manchem gab ich auf diese Fragen eine Antwort ; Vielen blieb ich sie schuldig ; Allen aber zugleich antworte ich jetzt.

Über das Los des Lebens giebt man nicht gern so geradehin einen Bescheid. Es loben läßt prahlerisch ; es schänden, kleinstaut. Ist es gut, so nehmte

nehme man es mit der Furcht, daß es schlimmer werden kann, auf; ist es bös, so kämpfe man in der Stille es zu trocken, besser zu machen, das lehrt die Schule der Weisheit.

Mein äusseres Ich, das ist: wie ich aussehe? zeigt Euch das Contrefat, welches mir mein vieljähriger Freund Mansfeld gewidmet hat, dafür ich ihm hier öffentlich danke.

Wie ich lebe, und mein inneres Ich; könnt Ihr ziemlich gut, aus diesem Buche erfahren, das ich Euch — und drey grossen Aerzten — mit innigster Achtung widme.

Nehmt es auf dieses Buch, mit gutem Herzen, so wie ich es gebe, samt allem Guten, das es enthält, mit allen Fehlern, die ich nicht verkenne, und ärgeret Euch nicht, wenn der Styl nicht

so polirt ist, als er in der galanten Welt
seyn soll! Gebirgslust und Felsenmenschen,
verstimmten die feineren Ebne.

Das, was Ihr lesen werdet in diesem
Band, hat kein Prologium nöthig.
Die Absicht, warum ich das Abgehan-
delte drucken ließ, lässt sich kaum ver-
kennen; die Verhältnisse, unter wel-
chen ich schrieb, werdet Ihr leicht
entziffern, wenn Ihr das Ganze gelesen
habt und so: gelte das bisher Gesagte
statt einer — Vorrede.

des Verfassers.

Schemnis

Am Neujahrstage

1791.

I.

Medicinische Topographie

der

königl. freyen Bergstadt

Schemnitz

in

Niederhungarn,

Dem
Hoch und Wohlgebohrnen
Herrn Anton Freyherren
v o n
S t o l f,

Herrn von Jedelsee,
Kais. Königl. Hofrathe und ersten Leib-
ärzte, beständigen Präses der medicini-
schen Fakultät in Wien, Protomedikus
in allen österreichischen Erbländern, und
vieler gelehrten Gesellschaften Mit-
gliede.

Mit
Dankbarkeit und Hochachtung
gewidmet.

— locus nullus frustra est , habitatur
ubique
Sub terris , supra terras , inque aere et
igne.

Palingenius.

Von Hippocrates bis auf Boerhave, und von diesem Hersteller der gereinigten Heilkunde, bis auf die gegenwärtigen Zeiten, empfahlen alle wahren Lehrer der Arzneykunst ihren Schülern, den Aerzten, die sorgfältigste Beobachtung der Lüft, der Witterung, des Wassers, der Sitten, der Lebensart, mit einem Worte der medizinischen Konstitution der Gegend, und des Bodens, auf welchen sie ihre Kunst auszuüben haben; und von Lancisius bis auf den heutigen Tag, haben uns manche Aerzte vortreffliche medizinische Topographien voll Geist und Präcision, mit philosophischer Übersicht geliefert.

Ohne eine solche Beobachtung ist es nicht möglich von epidemischen Krankheiten richtig zu urtheilen, sich auf die nächstens zu befürchtende Krankheiten gefasst zu machen, den einheimischen Charakter einer Krankheit von einem fremden zu unterscheiden, die jährliche oder stehende Krankheiten genau zu bestimmen, fremd scheinende zur unterscheiden, folglich bey dem täglichen Krankenstande eines Ortes die heilende Anzettelung schnell zu machen unmöglich; wenn es doch wahr oder wahrscheinlich ist, daß bey jeder Kuranzeige auf die Gegend des Krankenaufenthalts Rücksicht genommen werden müsse, und daß ebendieselbe Krankheit nicht gerade so in Lappland, wie unter der Mittags-Linie geheilet werden könnte.

Unendlich groß müßte der Nutzen also seyn, wenn alle Aerzte (die dazu Muße und Geschicklichkeit haben) den ihnen anvertrauten Ort, oder die Gegend ihres Aufenthalts in Rücksicht medizinischer Bedürfnisse physikalisch beschrieben, und die Hungarn würden zuerst eine vollständige medicinisch-physische Geographie ihres Waterlandes besitzen, wenn die zahlreichen von der Landekstelle bezahlten Gespannschafts und Stadtärzte in ihren Berichten, die sie seit sechs Jahren über die medicinische Ereignisse in ihren Bezirken jährlich an die hohe Behörden einreichen müssten, auf solche Topographien Rücksicht nehmen, oder wenn solche

von sehr gelehrten und einsichtsvollen Männern schon gemachte Beschreibungen, von einem zu dieser Arbeit tauglichen Gelehrten gesammelt, geordnet, und herausgegeben würden.

Überzeugt von dem Nutzen des Voranbgeschickten, machte ich es mir während meinem zehnjährigen Dienste in diesem gesegnetem Lande zur Pflicht, auf alles dasjenige aufmerksam zu seyn, was für meinen Endzweck dienlich seyn könnte. Dasjenige, was ich von den siebenbürgischen, und banatischen Bergorten — die ich anfänglich abwechselnd unter meiner Aufsicht hatte — sagen könnte, überlasse ich meinen würdigen Nachfolgern, und ich begnüge mich hier nur dasjenige bekannt zu machen, was ich in meinem dernaligen Standorte durch sieben Jahre sah und erfuhr.

* * *

Merkwürdig ist die kdnigl. freye niederhungarische Bergstadt Schemnitz dem Geschichtschreiber wegen ihrem Ursprunge, und ihren Schicksalen; merkwürdig dem Staatsmannen wegen der ungescheuren Menge des Goldes, und des Silbers, die seit mehr als ein tausend fünf und fünfzig Jahren aus ihren Bergen dem Staate zufloss; merkwürdig dem Naturforscher überhaupt, wegen dem Reichtum der da einheimischen Naturprodukten,

vorzüglich des Mineralreiches; und merkwürdig dem Arzte insbesondere, wegen dem Einflusse der Bergarbeiten auf die Gesundheit des Volkes, und ihren daher rührenden vielen Krankheiten,

Diese eben so reiche als berühmte Bergstadt liegt in der Grosshonther-Gespannschaft, unter dem acht und vierzigsten Grad der Breite, und dem sieben und dreißigsten der Länge; die Abweichung der Magnetnadel von der wahren Mittagslinie beträgt vierzehn Grad gegen Westen, und sie ist zweytausend sechshundert Schritte lang.

Ihre Breite anzugeben lässt sich nicht füglich thun; der Hauptplatz oder Ring ist zwar nur zwey und fünfzig Schritte breit, die Länge scheint die Breite zu übertreffen; aber die gegen die Hauptgassen der Stadt gerichteten Gehänge versenigen Bergen, welche die Stadt umschliessen, sind bis an ihren Rücken mit Häusern besetzt, welche hin und wieder einzeln stehen, aber außer der Hauptgasse, zum Thell auch als Nebengassen geziichtet sind.

Außer diesen Nebengassen sind noch einige Derter, welche ebenfalls Gassen von Schemnitz genannt werden, obwohl sie weit, und zwar viertel, halbe, auch wohl anderthalb Meilen weit entfernt liegen. Vermuthlich werden sie blos dero wegen

wegen als Gassen der Stadt betrachtet, weil ihre Bewohner dem Stadte und Berggerichte unterstehen.

Diese weit entlegene Gassen sind: Südwestwerts Windschacht, mit dem daran stossenden Dorfe, Siglisberg; südwerts Steplishof; westwerts Hodritsch, und nordwestwerts Schüttisberg.

Die eigentliche Stadt zählt achthundert, sechs und sechzig Häuser, welche von zweytausend, fünfhundert zwey Familien bewohnt werden. Die entfernten Seitengassen enthalten zusammen achthundert, sechs und zwanzig Häuser. Die ganze Population bestand im Jahre 1786. aus zwey und zwanzigtausend, zweyhundert eins und vierzig Personen, darunter sich das männliche Geschlecht gegen das weibliche verhält, wie 123 zu 134, und seit dem mag sich die Volksmenge durch den beständigen Zulauf freudiger Knappen eher vermehrt, als vermindert haben.

Die Häuser in der Hauptgasse und den vorzüglichsten Nebengassen sind meistens zwey auch drey Stockwerke hoch, und mit guten Manern aufgeführt, die um so nütziger sind, da der größte Theil dieser Gegend untergraben ist.

Die Häuser in den Nebengassen bestehen bloß aus dem Erdgeschöse, wenige ausgenommen, wie z. B. das Haus der Bergakademie, der katholische Pfarrhof, das von Gerambische Kastell u. m. a. Die Bauart ist sehr einformig, und prunklos. Die auf den Bergen und in den Seitengassen gebauten Häuser sind vom Holze; diese werden meistens von dem Häuervolke bewohnt, und oft sind sie der Aufenthaltsort von zehn oder auch mehreren Familien, obwohl sie äußerst klein, und einförmig gebaut sind.

Ein solches Häuschen besteht gewöhnlich aus einer gemeinschaftlichen Küche, dem niedern Zimmer des Hauswirthes, und ein Paar engen halbfinstern Kämmerchen, die den Eingang grade von der Gasse haben. Unter dem Dache sind kleine mit Brettern gemachte Abtheilungen, die ebenfalls bewohnt werden.

Diese Wohnart hat zwar im Sommer nicht viel Nachtheiliges, aber im Winter ist sie schrecklich. Bey der Nacht frieren den Leuten ihre Kleidungen, oder ihre Decklappen an die Haut an, oft sind sie ganz mit Schnee überdeckt, unter Tags versammeln sich alle Innleute in der Stube des Hauswirthes, die unerträglich geheizt wird. Alle Gebäude sind mit Holzschindeln gedeckt. In der Haupt- und einzigen Nebengassen steht ein Haus

an dem andern, in den Neben- und Seitengassen sind sie aber oft viele Schritte weit von einander entfernt.

Schemnitz liegt hoch, und zwar höher als die Gasse Hodritsch um 91 Klafter, höher als Stephishof 41 Klafter, tiefer als Windschacht 30 Klafter, überhaupt aber liegt die Hälfte unserer Hauptgasse, welche sich bey dem Kanmerhof befindet, 362 Klafter 4 Schuh höher als das Meer, und die Leuse unsers Dreyfaltigkeit Schachtes — welche samt dem, was im Wasser steht 200 Klafter beträgt, der nach Herber unter allen unsern Schächten der Meeresfläche am nächsten liegt, und dessen Kranz mit dem Kanmerhof beynahe gleichen Horizont hat — ist folglich noch um 162 Klafter 4 Schuh, über das Meer erhaben.

Nicht nur die Gegend, sondern auch die Stadt selbst ist durchaus gebirgig und hügelig, so zwar, daß man wenige Schritte machen kann, ohne bergan oder abzusteigen; manches Haus der Hauptgasse hat in dem untersten Geschosse den Eingang, und in dem dritten den Ausgang in eine Nebengasse. Von dem Unthaller Thor bis zu dem letzten Hause an den rothen Brunnberg — welches die Strecke der Hauptgasse ist — steigt die Höhe auf 57 Klafter, und in der Breite

liegt

liegt das in einer Nebengasse befindliche Frauenthör höher und 54 Räster, als das Althäusersthör, aber noch weit höher liegen manche andere Häuser der Stadt, ihrer Breite nach.

Der Grundstein der Gebürge, auf welchen unsere Stadt ruhet, ist ein hartes, thoniges, graues Gestein, das bald mit Schdrl, bald mit Quarz, bald mit Kalchspatörner gemischt ist, und der hornische Graustein genannt wird. Wenn auch ganz eben dieses Gestein giebt auch das Pflaster für die Haupt- und die vorzüglichste Nebengassen her.

Daher ist der Erdboden sehr trocken, und nirgends sumpfig; vermutlich auch größtentheils darum: weil das Wasser bey der abhangenden Lage der Gassen sowohl, als auch deswegen sich an keinem Orte sammeln kann, indem es sehr sorgfältig zu den nöthigen Teichen, und Wassergräben für die Maschinen und Pockwerke aufgefangen wird; auch sind wir zwey Meilen weit von dem Grauflisse entfernt.

Die Gegend um Schemnitz ist abwechselnd offen, und verschlossen; überall angenehm; und nirgends düster oder so, wie sonst die Gegenden, wo Bergwerke gebauet werden, zu seyn pflegen. In der Stadt selbst hat das Auge, obwohl eine

weite

Weite Aussicht verschlossen ist, eine sehr angenehme Weide an dem schönen Grün der Bergen, und an den kleinen Gärten, mit denen fast jedes Haus (diejenigen der Hauptstrasse ausgenommen) versehen ist.

Die Berge dieser Gegend tragen ansehnliche Waldungen, welche aus den besten Gattungen der Laub- und Nadelholzer bestehen. Sie sind mehr zum Bedürfniß des Holzes, als zum Vergnügen da; und sie taugen mehr zum Genusse einer stillen Betrachtung, als für den Aufenthalt des Gewildes, oder zur stürmenden Jagd.

Unsere Luft ist heftig, scharf, durchdringend, wirksam, und würde mit jeder andern ähnlichen in Rücksicht der Gesundheit um den Vorzug wetteifern, wenn sie nicht durch mancherley Ursachen verunreinigt würde. Dieses geschieht vorsätzlich:

1. In der Stadt selbst, und nahe an derselben befinden sich mehrere Defnitionen der Schächten und Mundlöcher der Stollen, durch welche die aus den Berggruben ziehende Luft in die Gassen der Stadt dringt, und sich dort verbreitet.
2. Die Bevölkerung der Stadt ist in Rücksicht des Raumes derselben zu auffallend groß, folglich die Ausübung des hiesigen Menschen-Gewöhns

und ihrer Geschäften für die eingeschlossene Lage ihres Wirkungskreises zu sehr angehäuft. 3. Die geheimen Gemächer in den Häusern der Hauptgasse leeren sich zwar in das Hauptfluder aus, welches bis eine kleine Strecke vor dem Ulthaler Thor gemauert, und gerebt ist, von welchen dann der Unrat, nachdem er sich mit einer Menge Wasser unterwegs vermischt hat, in den Ulthaler Bach abfließt. Aber bey den meisten Häusern der Neben- und Seitengassen (welche die grösste Zahl ausmachen) muß aller Menschenkot in der Lust vertrocknen, wodurch in den Gassen (vorzüglich Sommerszeit) ein unausstehlicher Gestank entsteht. Da es sich aber wahrhaftig nicht thun lässt, alle Retiraden in das Haupt- oder mehrere Flüter zu leiten, so würde sich doch grössttentheils dem aus dem Gegentheil entstehenden Übel dadurch abhelfen lassen, wenn hinter jedem Hause (das keine Gemeinschaft hat mit dem Flüter, oder haben kann) eine Senkgrube gemacht würde, in welches zugleich wöchentlich wenigstens zweymal Häckerling, oder ein anderer trockener Mist geworfen werden müßte; aus diesen Gruben könnte dann der Unrat zu gewissen Zeiten durch leicht mögliche Anstalten abgeschafft werden. Diese Vorsicht würde dem schädlichen Gestanke vorbeugen, und zugleich einen Ort verschaffen, den trockenen Mist von den Gassen zu entfernen; denn: 4. Ist es wirklich eckhaft, in als

In unsren Gassen den trockenen Mist angehäuft zu finden. Seitdem auch hier eine ordentliche Polizey eingeführt wurde, sind wenigstens die vorzüglichsten Gassen von den Misthaufen befreit, in den Nebengassen wird aber d. u. noch die Reinlichkeit sehr wenig besorgt. 5. Schadet der Lust mit den emphyreumatischen Ausdünstungen das Fischlicht-Schmelzhaus, welches an der Morgenseite der Stadt gelegen ist. In diesem Hause werden jährlich viele tausend Zentner Fischlicht geschmolzen, um dessen Nothwendigkeit bey dem Bergbau zu sichern. Es ist zwar wahr, daß ein solches Haus hier eigentlich nothwendig ist, aber es schenkt mir unbillig, daß gerade dieses Biertheil der Stadt (das manchmal bis zum Ersticken mit alkalischem, emphyreumatischem, öhlichen Dampfen ausgefüllt ist) das Fischlicht-Bedürfniß für den Berg mit ihrer Gesundheit zollen soll; und auch weiter kann sich diese Schädlichkeit noch verbreiten, weil in der Nähe des Schmelzhauses das katholische Gymnasium der niedern Schulen, und die Hauptpfarrkirche sich befinden. Wäre es daher nicht billig, wenn der Vorrath des Fischlichts zwar hier aufbewahret, dasselbe aber geschmolzen in einer entfernteren Lage der Stadt würde. 6. Ist es auch hier, wie in manchen andern Städten üblich, daß die Schlachthäuser und Verkaufsbänke der Fleischer, so wie alle schmutzige Arbeiter mitten unter den Wohnungen der Menschen sich

befinden. Zum Glücke sind sie in mehrere Gegenden zertheilt, und nicht in einem Orte zusammen angehäuft. 7. Endlich sind die Leichendächer zu nahe an der Stadt, und auch die schon verschlossen gewesene Grästen der Kirchen sind wiederum gedichtet. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Gräber in eine entferntere Gegend verlegt würden, wo ihre Exhalationen weniger einen grossen Theil der Stadt bestreichen könnten.

Allen Hindernissen ungeachtet genlessen wir dennoch eine Lust, mit der wir zufrieden seyn können. Wir werden selten von den Nebeln heimgesucht, und wir haben wenig von dem Ungestüm der Winde zu befürchten. Es ist nicht möglich die Art der hiesigen Winde zu bestimmen, weil sie sich zu sehr an unsern Bergen brechen und thellen müssen. Gewöhnlich ziehen sie ziemlich sanft über unsere Berge weg, und die starken haben in der Stadt beynahe nur zwey halb offene Wege, nämlich gegen den Ausgang und Niedergang, wo sie ihren Ein- und Ausgang nehmen müssen.

Die Dauer der Jahreszeiten ist selten standhaft, und ihre Abwechslung meistens unregelmäßig. Um gewöhnlichsten fängt der Winter im Oktober an; selten verläßt der Schnee vor der Hälfte des Märztes unsere Erde, und erst im Fünf-

geniessen wir die kurzen Freuden des Frühlings. Der Sommer ist ebenfalls kurz, aber heftig, und der Herbst unfreundlich.

Die Nächte sind mit den Tagen jeder Jahreszeit übereinstimmig, und Füker hat schon das Vorurtheil gerügt, daß die Nächte in Hungarn kälter sind, als in andern Ländern.

Die Meteore sind für uns nicht sehr fürchtlich.

Die Erdbeben sind selten, und scheinen dadurch ihre Stärke zu verleihen, daß der Erdboden unserer Gegend halb untergraben ist. Die Donnerwetter suchen uns nicht öfters oder furchtlicher heim, als es im ganzen Lande geschieht. Die Blitze finden wenigstens auf denen verschiedenen bey den Berggruben errichteten, und von den menschlichen Wohnungen hinausgälich entfernten Pulverthürmen seit ein Paar Jahren, errichteten Wetterstangen ihre Ableitung, und der Regen kommt uns nie zu oft, weil wir jeden Wassertropfen für unsern Bergbau brauchen.

Selbst sieben Jahren war der höchste Stand des Raum. Thermometers $25\frac{1}{2}$, der niedrigste 22 , die mittlere Wärme 18, und die gewöhnliche

die Kälte & Grabe, die mittlere Barometer Höhe aber 25 Zoll 10 Linien.

Der bis nun beschriebene gründigste Erdstrich dieser Gegend ist seiner Natur nach nichts weniger als stiesmütterlich zu betrachten; dem ohngeachtet wären dessen Bewohner auch eine Woche hindurch nicht im Staude, sich ohne Zufuhr der Lebensmittel zu ernähren. Schenitz hat keinen Feldbau, wenigstens ist derjenige einiger Decou-nomen kaum für die eigene Haushaltung hinlänglich, und die benachbarten Bergstädte Königberg, Kulanz, und Diln sind erst Anfänger in der Kunst des Ackerbaues, weil sie erst seit einigen Jahren der aufgehrte Bergsegen zu der in unsern Gegenden fremdem Feldcultur gendigt hat.

Auch keine Viehzucht haben wir, denn wahrscheinlich ist der meistens verunglückte Versuch einiger Spekulanten mit etlichen hundert Schafen, eben so wenig eine Viehzucht zu nennen, als das Bedürfniss eines Handwirthes, wenn er ein Paar Kühe, und ein Duzend Geflügel nährt, oder eines Treibwirthes, der für das Bedürfniss der Bergwirtschaft einen Stall voll Pferden hält.

In jeder Rücksicht sind wir also der freien Zufuhr von Lebensmitteln bedingt, und wirklich

Ich versehren uns fünf Gespannschaften damit, welche um so mehr unser Geld kostet, je weniger wir genügsam sind. So wenig wir auch die indi-
verische Delikatesse französischer Küche in unsern Küchen finden dürfen, so würde man doch über unsere Schwelgerey erstaunen. Wir kenten wenige Speisen den französischen Namen nach, desto aus-
giebiger sind aber die Prinse • Nocken — ein
Mehlkleister mit Schafskäse — und Opikan-
zen — ein Mehlgemängsel mit Honig und Mehn —
des hiesigen Volkes. Kein Wochenmarkt (welche
bremal in jeder Woche gehalten werden) geht
vorbei, daß nicht die in Häusen versammelten
Verkaufsleute leer nach Hause giengen ; und im-
mer ist auch hier noch der Missbrauch, jede Kindha-
bette, jeden Fußgang einer Wochnerinn, jeden
Hauskauß, die meisten Sterbefälle u. d. gl. un-
ter einem eignen Namen mit einer Fresserey zu
feiern, bey welcher nicht selten (auch bey der
hürtigeren Einwohnerklasse) zwölf, fünfzehn,
zwanzig, und mehr Gerichte aufgetischt werden.

Der vornehmre, der bemittelte, der mehr
wohlhabende Einwohner begnügt sich (ausser den
obigen Fällen) mit einer mäßigen Haushaltungskost ;
der gemeine Mann, welcher meistens aus der
Klasse der Bergarbeiter ist, verschwelgt hingegen
(welches meistens an Lohntagen, die alle zweyte
Woche sind, geschieht) seinen sauren Arbeitslohn.

Nichts ist ihm damals auf dem Markte zu kostbar. Dafür darbt er wiederum viele Tage, und begnügt sich mit saurem Kraute, oder solchen Käßen, welche beyde Artikel der Verlustigere im Herbst, auf ein ganzes Jahr sich anschafft. Mitunter kostet wohl meistens Schwelusleisch, oder dessen Speck; denn heilig ist dem hiesigen Volke das Schweln: eher würde es dem Leben oder der Seligkeit entsagen, als jenem; daher wächst das öffentliche Vergnügen mit der Menge dieser Thiere, welche man kaufen kann, und der sächsische Bergmann ist nie stolzer, als wenn er ein Schwein durch die Stadt führt. Der arme oder läuderliche Knappe begnügt sich auch von einem Lohnstage bis zu dem andern mit Holzäpfel, und mit der Brodfrucht, welche er im Verhältniß seines zu hoffenden Lohnes, aus dem hauerschaftlichen Getraiboden erhält.

Ein solcher Getraiboden wurde in Rücksicht der Durftigkeit des hiesigen Bergvolkes errichtet. Die dahin nöthige Frucht wird auf Unkosten der Bruderlade beygeschafft, die dann derselben wieder erstattet werden, wenn das Getraide durch die Bergleute verzehret ist. Der Knappe erhält von diesem Hause so viele Frucht, als er für sich und seine Familie während vierzehn Tagen wahrscheinlich verzehren kann, nach welcher Zeit ihm so viel von dem ihm gebührenden Lohn zurückgehalten

ten wird; als ihm Getrunkne geborgt wurde; Ist dieses in Verhaltniß des Preises, und des Lohnes zu thener, so wird wohl auch nur ein verhältnißmaßiger Thell des letztern zurückgehalten.

Diese Einrichtung ist sehr Idßlich, mir wäre zu wünschen, daß auf eben diese Art auch von der Stadtkasse ein Schutzboden gebauet und gesattet würde, um auch die dürftige Bürgersklasse bey Nothfällen zu versorgen.

So unmaßig das hiesige Volk im Essen ist, eben so, und noch ungenügsamer beweiset es sich bey dem Getrunkne, welches gewöhnlich in Brandwein, Bier und Wein besteht. Der Brandwein wird zwar häufig getrunken, jedoch dürfte davon hier kaum ein grösserer Gebrauch gemacht werden, als an andern Orten von gleicher Volkemenge. Häufiger wurde vor wenigen Jahren noch das Gerstenbier getrunken, welches in drey Bräuhäusern hier unweit dem Eisenbade, und in Schernowitz gebrauet wird, davon dem letzteren allein über zwanzigtausend Gulden jährlich Nutzen zufiel, der aber seit einigen Jahren viel vermindert wurde, dafür hingegen in dieser Stadt der Weinschank zunahm. Hier allein sind zwey und vierzig Waldbürger-Häuser, die das Recht Wein zu schenken haben; am Windschacht wirkt eine eigentliche E. L. Wein-Wirthschaft einen auffallend grossen Gewinn;

in der Hobrisch machte der Weinpacht schon manchen Theilnehmer reich, und auf dem Stephosser Grunde bestehen mit grossem Vortheil viele Weinschenks-Gerechtigkeiten. Im Ganzen kann man annehmen, daß jährlich nach dem mäßigsten Anschnitte über siebenzig tausend Eimer hier, und in den hieher gehörigen Gassen getrunken werden.

Diese Erforderniß muß zugeschahret werden, weil drey Meilen von hier weg kein Weinbau ist, aber kann weiter als von sechs Meilen wird dieser beliebte Rebensaft hieher geliefert. Alle weiter entfernte Weine, sogar die von Osen, sind hier selten. Die hier gewöhnlichsten Weine sind öhlig, geistig, leicht, säuerlich, harntreibend, falschig, und müssen durchaus ungeläufigt seyn, folglich sind alle Einschläge überflüssig, und die gewöhnliche Weinverfälschungen nicht zu befürchten. Nebrigens sehen die meisten Weintrinker hier mehr auf Quantität, als Qualität des Weines, bey einem bestimmten geringen Preise. Sie sind daher bald mit dem Werthe desselben zufrieden, wenn sie nur viel bekommen um wenig Geld, und je jünger, und ungegohrner, desto willkommner ist er ihnen, obwohl er oft eben so unappetitlich ist, als das Gesäuse jener Völker aussehen mag, die sich an einem Lieblingsgetränke berauschen, das sie aus Pferdeharn bereiten.

Ueberhaupt ist das Bergvolk in dem übeln
Rufe der Volläuferen; aber kaum wird je eines
diesen Vorwurf so verdienen, als das hiesige, und
daher dürste man kaum irgendwo so viele Dümmlinge,
taub und stumm Gebohrte, mit Fratzen,
und der ganzen Reihe epileptischer Krankheiten be-
haftete Menschen finden, als hier. Bey dem gros-
sen Hange zu dem gefügigen Getränke ist die Liebe
für das reine Wasser sehr gering; wirklich be-
schuldiget der irrite Wahn dieses kostliche Ge-
schenk der Natur, daß es oft genossen Wassers-
sucht, und alle ihr ähnliche Krankheiten verursa-
che, und fast dürste man es als Nach über dies-
se ungerechte Beschuldigung ansehen, daß wir hier
mit keinem Ueberflusse des Wassers prahlen
können.

Indessen haben wir doch dreyerley Arten von
Wässern zu unserem Bedürfniß, nämlich: Quell-
Brunnen- und Zisternwasser, und auf die Haupt-
plätze wird durch Abhren in theils steinerne, theils
holzerne Kästen zum allgemeinen Gebrauch ein gus-
tes Wasser geleitet, das unter den übrigen beha-
nige das reinste ist, da es nur wenige erdige
Theile, wenig Salz, und Lufthäure enthält, und
die übrigen fast alle vitriolisch sind.

Das Volk, welches auf unseren Bergen woh-
net, ist kein eigenstliches Stammvolk. Noch im-
niet

mer ist hier der Slave der älteste Einwohner, aber nicht jener Slave mehr, der von den unternehmenden Marahauen, oder den tapferen Garriaten abstammt; den der thüre hat keine ihrer Eigenschaften. Seine Natur hat ausgeartet durch die Vermischung mit andern Nationen, wie seine Sprache, die sich sehr von jener unterscheidet, welche der Slave bey Thrau oder Tenschin spricht, da er ihr fremde Wörter eingeschoben hat, so, wie er sich mit fremden Weibern vermischt. Schwer ist es hier den ursprünglichen Slaven zu unterscheiden, der sich durch ein gelbes grades Haar, durch einen schwachen Bart, durch eine schmale gespitzte Nase, durch ein kleines schlaues Auge, durch einen mager knochigen Körperbau sehr von andern Nationen unterscheidet. Er ist nicht mehr so beherzt, so muthvoll, wie er war, als er sich (nach Wel's Erzählung) gleich einer spartanischen Mauer in den Zeiten der Verwüstung seiner Vaterstadt den Feinden widersetzt, denn er scheut sich nun vor dem Soldatenstande, er ist misstrauisch, und man beschuldigte ihn sehr wegen Falschheit, obwohl ihm vielleicht dieser Vorwurf nur von dem Deutschen gemacht wird, der ihn eben so verachtet, als er gegenseitig gehaßt wird.

Obwohl der hiesige Slave selten den Stempel seiner Nation am Körper hat, so ist er doch

gewöhnlich ein schöner Bastard. Aus vielen, vorzüglich den Weibern, leuchtet deutlich das schöne sächsische Geblüt hervor, welches sich vor mehr als dreihundert Jahren mit dem Slavischen hier vermischt hat, und manche, besonders die Männer, haben den schlanken hungarischen Wuchs; nur leider fehlt ihrem Charakter das Edle der Hungarn, das Wiedere der Sachsen.

Außer den Eingeborenen, bestehen die hiesigen Einwohner aus Menschen fast aller europäischen (christlichen) Nationen, darunter sich am häufigsten der Deutsche findet, welcher beynah ein Drittheil des hiesigen Gelebensstandes beträgt, und welcher sich durch Heurathen, in der Kleidung, Sprache, und Lebensart thells aus Besdürniß, thells aus Furcht vor dem Hassse der Einheimischen so sehr dem Slavaken nähert, daß man schon seine Kinder kaum anders, als dem Namen nach von diesem unterscheiden kann.

Es wird nicht überflüßig seyn zu erinnern, daß ich bey meinen Schilderungen weder die Vornehmern dieser Gegend, noch die vorzüglichern Bürger, weder die Beamten, noch sonst jemand, der herrisch seyn will, im Sinne habe; Denn: obwohl an allen diesen Ständen auch hier der Bürse modischer Bedürfnisse zu nagen anfängt, so hat das Geschwür doch noch nicht das gemeine

ne Bergvolk aufgefressen. Von ersteren zu reden wage ich nicht; Nur das montanistische (gemeine) Publikum, ist das Subjekt meiner Beobachtungen, weil dieses hier das eigentliche Volk ausmacht, jene Stände schwerlich zweitausend Seelen unter der hiesigen Menschenzahl enthalten, und weil meine Bestimmung allein, dem Bergvolke gewidmet ist.

Die Männer dieser besondern Volksklasse sind gewöhnlich hübsche Leute, und von einem mehr oder minder festem Gewebe der Fleischfasern, je mehr oder weniger sie gute Stammlerinnen hatten, und je länger oder kürzer die Dauer ist, daß sich ihre Eltern bey den Bergwerken beschäftigten, und unter dem harten Joch der dahin ziellenden Arbeiten, fastlos geworden sind.

Ihre Kleidung besteht darin, daß sie ein kurzes, grobleinernes Hemd, und ein eben solches weites langes Unterbeinkleid, darüber aber vom Tuche (hellblauer Farbe) ein hungarisches Weinkleid, ein kurzes deutsches Leibchen, und ein offenes hungarisches Wamms tragen. Den Kopf bedecken sie bey glatt zurückgekämmten Haar geschnittenen Haaren mit einem kleinen runden Hute, und ihre Füsse bewahren sie mit hungarischen Strümpfen. Bey kalter Witterung legen sie noch einen langen hungarischen Pelz vom blauen Tuche mit Lammz

Kammfell gefüttert, und feuersfarb gefärbten Fuchsbrämcu, an; Vor den Negen schüttet sie ein graustichner enger Mantel; einige tragen einen Schachtrock, der von weissem Tuche, ungefähr so, wie ein Ueberrock gemacht ist, enge Ermel, und eine gespikte Kappe hat. In der Hand tragen sie ein Haselnusstäbchen, davon die Rinde bis an den Handgrieß abgeschält ist.

Diese Kleidung vertauschen sie bey ihren Arbeiten mit einem hungarischen Hemde, und solchem Weinkleide von ungebleichter Sackleinwand. Das einzige Zeichen eines Bergknappen, das sie in und ausser der Gruve tragen, ist ein mässig grosses Vergleider, welches um die Hüften gegürstet wird, und über den Hütern hinabhängt; folglich fehlet ihnen beynaha gänzlich die ehrwürdige Kleidertracht, welche an dem sächsischen und böhmisichen Bergmann so beliebt ist, hier aber nur von neu eingewanderten Knappen, einigen Beamten und Praktikanten getragen wird, von letztern mit der Abänderung: dass sie ein schwarz leinernes, langes Weinkleid, und ein genau anliegendes mit engen Ermelu und einer Spitzkapuze versehenes Leibchen anziehen.

Das weibliche Geschlecht ist unter diesem Volke meistens sehr schön gebildet, aber ihre angenehme Gesichtsbildung kommt kaum bis auf ein

paar Jahre nach ihrer Heirath hinaus; die Wangen der Mädchen sind schön roth gefärbt, und selten sieht man bleichsüchtige, vermutlich weil sie Wein trinken. Die meisten hiesige Mädchen scheuen bis zu ihrer Verehelichung fast jede harte Arbeit, sind folglich entweder sehr schwer in einen Dienst zu bringen, oder bleiben selten an einem Orte lange; daher sie aber auch meistens kleine Hände behalten. Auch als Weiber führen sie noch lange ein müßiges Leben, denn: da sie samt dem Manne in den ersten Jahren ihres Ehestandes sich bey irgend einer ältern Matrone Wohnung und Rost mieten, so bleibt ihre einzige Beschäftigung eine sehr kleine Nutzhülfe bey den Haushäfsten ihrer Wirthin, und ihr Kind zu stillen, und zu wiegen. Nachdem das Weib eines Bergmannes endlich älter geworden ist, will sie alles Versäumte auf einmal gut machen. Sie widmet sich dann allen möglichen harten Arbeiten für ihr Haus und fremden Lohn; sie trägt nun selbst große Lasten des unzügigen Brennholzes auf ihren Rücken aus dem Walde herbei, und verliert so schon in ihrem dreißigsten Jahre so sehr ihre Gestalt, daß man sie in einem andern Orte (wo die Mädchen schon in ihrem ersten Alter Arbeitsamkeit gewohnt sind) für eine Bettel halten würde.

Zu Kleiden pflegt sich das Weibsvolk hier ganz besonders. Es trägt ein langes Hemd von

der allergrößten Leinwand, aber die Ermel davon, die gewöhnlich unbedeckt bleiben, sind sehr fein. Nieder trägt es — außer in hohen Festtagen; und da auch nur selten — nicht, dafür aber ein Leibchen von Zwirnzeuge, oder einem andern geringen Stoffe, davon die Achselbänder mit schönen Bandschleifen gebunden sind. Nur ein Rock bekleidet die Hüften, der bis auf die Waden reicht, und meistens vom blauen Luche oder weiß und blau gesleckten Flanell ist. Die Brust wird mit einem weißen Luche bedeckt. An den vordern Theil des Rockes hängt ein blaues mit weißen Zeichnungen gedrücktes Fürtuch. Im Winter trägt es ebenfalls einen hungarischen Pelz, blau und einsfarbig. Die Füsse verwahrt es ohne Strümpfe mit hungarischen Stiefeln. Die Haare des Kopfes trägt das Mädchen uneingehüllt, mit Zöpfen über eine platte löffelförmige Nadel in einen Kreis an das Hinterhaupt geflochten; diese Flechtung wird so stark angezogen, daß die Meisten davon nach einiger Zeit kahlköpfig werden. Ihr Geschmeide besteht in mehreren Nadeln mit Glasperlen, die sie sich in die Haarflechtung stecken; auch wohl in einer Worte, welche aus Goldfleckchen, Stickerey, oder Silberkrämpchen bestehen, und auf die Köpfe mit schönen Bandschleifen besetzt wird. Um den Hals tragen die Vermögslicheren kleine Ketten mit vielen Schnüren von schlechtem Silber, das ihnen die Hälse schwarz macht.

macht; die Mittellosen aber begnügen sich mit Schnüren von kleinen schwarzen oder rothen Rosallen. Sie (die Mädchen) rechnen es sich zur Schande ihren Kopf zu bedecken; nur wenn sie im Staube arbeiten, umwinden sie sich ein Täschchen, und so oft ihre Nase blüht, umgürten sie die Stirne mit einem schmalen zusammengelegten Lätzchen. Erst dann, wenn ein Mädchen ohne Erlaubniß der Kirche Mutter wird, oder wenn sie der Priestersegen zum Weibe macht, setzt sie eine Haube auf. Diese sind sehr niedlich gemacht, und scheinen ein sächsisches Geschenk zu seyn, wenigstens haben sie bewahre ganz den Schnitt jenseit der siebenbürger Sachsenen, die noch bis auf den heutigen Tag ihre ursprüngliche Kleidertracht bey behalten haben. Diese Häubchen machen den Kopf klein, verdecken alle Haare, als die der Schläfe nicht, welche rollenförmig von der Haube um die Ohren gewunden werden. Die vordern Ränder der Haube sind mit Kanten besetzt, und meistens sind sie von weissen, blumichten Musselin. Ueber diese Häubchen werden noch gewöhnlich breite Binden von gleichem Stoffe wie die Hauben gebunden. Wittwen, auch dann, wenn sie wiederum geheurathet haben, umbinden die Hauben mit schwarzen Taffet, welchen sie über den Rücken hinab wallen lassen.

Wende Geschlechter, Mann und Weib, haben mehr natürlichen Verstand als Witz, sie sind mehr arbeitsam aus Bedürfniß, als betriebsam aus Vernunft, und keiner anhaltenden Leidenschaft fähig. Sie begatten sich frühe, der Jüngling meistens mit zwanzig, das Mädchen wohl auch mit vierzehn oder fünfzehn Jahren, jener zur Bequemlichkeit, diese zur Stillung eines durch Müßiggang gefährten Feuers. Mann und Weib sind mehr zur Schwelgerey, als zur Wirtschaft ausgelegt. Jener bringt die arbeitsfreien Stunden des Tages bey der Weinflasche im Schenkhanse zu, und diese verbuhlt in den ersten Jahren ihrer Ehe die einsamen Stunden mit fremden Jünglingen, und beschenkt dann ihren Gatten mit einer erst seit wenigen Jahren hier bekannten Krankheit der ga-lauten Welt sorglos; weil der Herr Gemahl zu dumm ist, die wahre Ursache davon zu vermuthen; und sie meistens als eine natürliche Folge seiner, harten groben Arbeit ansieht. So dumm diese Gleichmuthigkeit auch ist, so ist sich doch darüber nicht zu verwundern, da das hiesige Volk in mehr als einer Rücksicht unwissend ist, von den täglichsten Vorfällen im gemeinen Leben nicht viel vernünftiger urtheilt; als ein Californier oder Samojede urtheilen würde; seine ganze Kenntniß der Farben sich nicht über die sieben Hauptbe-nennungen erstrecket, und sogar in dem Reiche der Fröhlichkeit nichts scherhaftes findet, als bey einer

einer unharmonischen Musik einen trägen Tanz zu fehern, oder durch derbe Schläge mit der flachen Hand auf den Rücken eines andern, sich wechselseitige Zeichen der Zuneigung zu geben.

Der höchste Grad eines unordentlichen Lebens konnte aber dennoch bisher nicht die Gensig-
samkeit verdrängen, welche den Slavaken anges-
bohren ist. Der Mann ist selten auch bey dem
äußersten Mangel trostlos, das Weib sieht sich ohne
Schrecken bey der gefährlichen Arbeit des Gatten
der Gefahr Wittwe zu werden täglich blosgestellt
und unbekümmert zeugen sie viele Kinder, deren
Geburt selten widernatürlich ist.

Die Erziehung dieser Kinder ist aber in je-
der Rücksicht elend. Sie werden dürfstig gehäuft,
schlecht gekleidet, und mit dem ganzen Greul von
Vorurtheilen und Fehlern ihrer Eltern eingeimpft.
Schon im achten oder neunten Jahre werden die
Knaben in die Arbeit geschickt, und selten sind
die Beispiele, daß sich hier Kinder des gemeinen
Knappen zu einer höheren Sphäre des Lebens taug-
lich gemacht hätten, obwohl es nicht an Gelegen-
heit, an Lehranstalten für die Seele und den
Geist fehlet.

Wir haben hier würdige geistliche der katho-
lischen und evangelischen Kirche, und beyde Regi-
ligio-

Siglonsgemeinde haben keinen Mangel am Unterricht und Lehre zum Glücke des Lebens. Außer einer eigenen Hauptschule (welche bloß für die höchste Klasse der Bergmännischen Kinder bestimmt ist) haben wir hier vier Klassen der in allen österreichischen Erbländern verbreiteten Moralschule; ein Gymnasium der Humanitäts-Studien unter der Leitung der Geistlichkeit der frommen Schulen; eine Schule der Augsburgischen-Konfessionsverwandten, welcher der umläufigt verstorbenen, berühmte Historiograph Seberini durch viele Jahre rühmlich vorstand; und überdies glänzt auch hier die berühmte L. L. Bergakademie, welche bisher immer mit grossen Männern ihres Faches besetzt war, nämlich mit einem Faquin, Delsius, Peithner, Poda, Scopoli &c. und auch ist die berühmten Kupferrecht und Haiderger zu Lehrern hat.

Gleichwie durch diese und mehrere andere Ansässen gesorgt wird, daß der hiesige Bergbau immer ein Muster für andere Orte bleibe, so ist auch dieser der einzige Erwerbszweig unseres Volkes in dieser Gegend. Der Bergbau ist hier des gemeinen Mannes Gorge und des Waldbürgers *) auf Hoffnung gegründete Leben. Er

E 3 führt

*) Meist den Beamtenten der anscheinlichste Theil der Einwohner,

nährt nicht nur bloss auf diesen Gebirgen über zwey und zwanzig tausend Menschen, sondern er ist auch dem Staate dadurch sehr nützlich, daß er nur in den letzten Jahren im Durchschnitte eine Million, sechsmalhundert, siebenzig tausend Gulden an Gold und Silber und in vorigen Jahren noch mehr, ja sogar nicht selten elftausend neun hundert Mark Gold und 3,651,815 Gulden in Silber jährlich eintrugen, und über zehntausend Männer beschäftigt, welche den größten Theil des biesigen Volkes ausmachen.

Um die Arbeiten dieses merkwürdigen Volkes kennen zu lernen, und ihr Verhältniß auf Gesundheit und Leben einzusehen, ist es nöthig, unter die Erde hinabzusteigen, und jede Verrichtung des Bergmannes einzeln zu betrachten.

Unsere Scheinmäher Berge sind eine Fortsetzung der Karpaten. Sie erheben sich bey der Bergstadt Dilln, ziehen sich gegen Mitternacht bis an den (zwey Stunden von hier entfernten) Granfluß, wo sie ein Vorgebirge bilden, und wen-

det

nen, die, nachdem sie eine bestimmte Summe auf den Bergbau verwenbet haben, und anhaltend verwenden, verschiedene Morzlige, und besonders die Erlaubniß Wein zu schenken erhalten.

den sich dann in beständiger Krümmung bis gegen die Bergstadt Buzauz, mit dessen Bergen sie sich verbinden, und endlich in einer halbstündigen Entfernung in Wein tragende Hügel enden. Sie schliessen Schemnitz mitten ein, und haben auf dem linken Arm Dillit, auf dem rechten Buzauz.

Überall auf diesen Bergen findet man Spuren des fleißigen Berggeistes unserer Vorfahrer, und ihrer Verwegenheit, mit welcher sie in die Tiefe der Gebirge eindrangen. Wir, ihre Nachfolger ahmen ihrem Muthe treulich nach, indem wir theils die von Ihnen verlassene Strecken weiter fortreiben, theils neuen Bau anfangen, das durch aber unsere Gegend beynahme dem ganzen Umsange nach, untergraben ist. Wel zählte schon seiner Zeit (im Jahre 1742) dreyhundert fünfzehn Grubengebäude, die jedoch bis nun theils fortgesetzt, theils statt der verlassenen mit neuem ersetzt wurden. Auf diese Art ist die Grundfeste unserer Stadt und ihrer Revier in Schächte *)

*) Schacht, eine Öffnung, die senkrecht von der Oberfläche der Erde in die Tiefe eines Gebirges durch das Gestein gemacht wird, um entweder gute Luft in die Grube zu bringen, oder das edle und unedle Gestein herauszuholen, und die gemeinlich $2\frac{1}{2}$ Klosterr lang, und 5 bis 6 Schuh breit ist.

abgetäuft, davon die meisten über einhundert Maister, einige wohl auch bis zweihundert tief, und durch eine Menge von Stönn *) untergraben sind, die unter sich und mit den Schächten in genauer Verbindung stehen.

Durch dieses starke Wühlen in der unterirdischen Steinmasse unserer Berge entstehen ungewöhnliche Weitungen und Räume, die unsfern Häusern noch mehr gefährlich, und dem arbeitenden Bergmann noch gefahrdrohender wären, als sie es ohn-hin sind, wenn nicht der grösste Theil davon durch gute Holznummerierung, oder durch das unedle Gestein wieder unterstützt, und so (nachdem man in einer Grubengegend seinen Endzweck erreicht hat) nur so viel Räume übergelassen würden, als erforderlich ist, mit den Grubengegenden Gemeinschaft zu unterhalten, das gewonnene Erze oder überflüssige Taube Gestein **) aus der Grube zu schaffen, und gute Wetter zu haben.

Met.

*) Stönn heißt ein unterirdischer Gang durch das Gebirge eingehauen, der gewöhnlich 7 Schuh hoch, und 31/2 weit ist.

**) Taubes Gestein nennt der Bergmann dasjenige, was dies unedel ist, folglich kein Erze führt, und keinen inneren Werth hat.

Wetter wird die Luft in der Grube genutzt, auf welche bey dem Bergbau vorzüglich Rücksicht genommen werden muß, denn, sind die Wetter matt, das ist: enthält die Luft mehrere faule Theile, dann brennt dem Knappen seine Lampe nicht, hindert ihn folglich in der Finsterniß zu arbeiten, oder er ist unvermeidlich frey zu atmen. Halten sich aber in der Grube böse Wetter auf — die der Bergmann Schaden, der Physiker aber mephitische Luft nennt — dann ist er in Gefahr sein Leben zu verlieren. Dieser Gefahren wegen ist es ein besonderer Vorwurf der Bergpolizey in der Grube über gute bewegliche Luft, frische Wetter nämlich, zu wachen. Daher werden sehr oft ungemein kostspielige Schächte oder Stollen getrieben, von welchen man vorausweist, daß dadurch kein anderer Vortheil erzielt wird, als, gute gesunde Luft. Sehr oft aber sind in den Gruben die Wetter so stark (welches einen ganz ungehinderten Lustzug bedeutet) daß man kein Licht brennend erhalten kann; in solchen Fällen müssen hölzerne Thüren in einer abgemessenen Strecke in den Stollen eingehauen werden, damit dadurch der rissende Luftstrom einigermassen aufgehalten werde.

Nicht leicht irgendwo findet man mehr Besorgsamkeit und Sorgfalt frische Wetter bey dem

Bergbau zu verschaffen, als in unserer Gegend. Verschiedene Maschinen werden dazu angewendet, keine dahin abzweckende Unkosten scheut man, und die Gemeinschaft unserer Gruben hält alle Luftshemmung auf, daher auch in unseren Gruben die Luft gemeiniglich ohne sonderlichen Fehlern ist. Über ganz alle Luftverderbniß zu vermeiden, ist unmöglich. Der Inschlichtdampf von den Grubenlichtern, das Faulen der schadhaften Gruben-Zimmerung, die Exhalation der verschiedenen Mineralien, die Ausdünstung einer Menge von Arbeitern, der Harn und die Stuhlgänge, davon sich die Hauer nothgedrungen entlasten, verderben die Luft oft aller Vorsicht ungeachtet, und machen sie zum Athemhollen ungeschickt, besonders wenn sie zugleich feucht ist, welches durch die Grubenwässer sehr leicht geschehen kann.

Das Wasser sammelt sich in den Berggruben häufig; so wie sich der Bau einer Grube mehr ausdehnet oder tiefer geht, so wird auf der Oberfläche der Bergrevieren, dasselbe geringer, und dringt durch die Spalten und Risse des Gesteines in die Höhlen, wo es sich in der Tiefe *) häuft. Zwecks um der Schädlichkeit liegender Wässer vor-

zu

*) Die Tiefe gegen den Mittelpunkt der Erde.

zubringen; theils um eine Wasser-Anhäufung zu verhindern, welche endlich die ganze Grube erfaulen könnte, vorzüglich aber, um noch tiefer in den Mittelpunkt der Erde einzudringen zu können, das besonders nothwendig ist, da bei uns der größte Eegen in der Tiefe zu seyn pflegt, wird hier die dusserte Sorgfalt angewendet, die Gruben von Wässern zu befreien. Zu diesem Ende werden sehr merkwürdige Maschinen, das Wasser zu heben benutzt; man bringt überall Röhren und Minnen an, welche dasselbe auf was immer für eine Art aus der Grube leiten können, und es sind eigene Leute bestellt, die diese rein halten müssen.

Dem ungeachtet, ist der größte Theil unserer Gruben nass und feucht, aus den verborgenen Quellen trüpfelt das Wasser an den Steinwänden herab, macht die Sohle *) schmuddig **) und bildet an manchem Orte einen Sumpf, dessen Ausdünnungen so, wie jede Sumpfluft, und wie die übrigen Wasserdünste die Körper der Arbeiter erschlappen, und ihre Gäste verderben. Besonders leiden von den Grubenwässern die Kunststei-

*) Der Grund eines Stolln, über einer andern Bergstrecke.

**) Fothig, schmuddig.

steiger — welche den Kunstgebäuden in den Gruben stets nachsehen müssen — und die Minnenfeger, deren Dienst es ist: das Minnenwerk zu putzen und rein zu halten. Auch andere Bergarbeiter leiden vieles von dem Wasser, denn z. außerdem daß sie in einer mit Wasserdünsten geschwängerten Atmosphäre verweilen müssen, sind sie oft gezwungen im Wasser selbst zu arbeiten, oft müssen sie anhaltend bis über die Kniee im Wasser stehen, und zuweilen bringet das Wasser unvermuthet mit einer furchterlichen Gewalt in eine Grube, der man kümmerlich widerstehen, und oft kaum entfliehen kann.

Alle, oder wenigstens die meisten Gefahren, welche das Wasser und seine Dünste in den Gruben befürchten läßt, werden bey uns größtentheils verschwinden, wenn der wichtige Bau vollendet ist, wodurch alle Schemnitzer Gruben untertauft werden sollen. Zwey Meilen weit von hier, an dem Ufer des Granßusses ist zu diesem Ende ein Stolln ausgelegt, der bis unter den tiefsten unserer Schächten getrieben werden soll. Zehn Jahre arbeiter man schon, eine zwanzigjährige Arbeit ist noch erforderlich, dann werden alle Wasserhebungskünste überflüssig seyn, Wasser wird sich nirgends sammeln können; weil es durch den Josephi Erbstolln abfließen wird, und so wird unser Bergbau in eben dem Grade gesunder werden, als er reiches

ten Segen haben, und noch ein weiteres Feld für die Arbeiten unserer Knappen darbieten wird.

Die Arbeiten des Bergmannes sind in jeder Rücksicht hart und ungesund, und in eben dem hohen Grade dem menschlichen Körper nachtheilig, als sie dem Staate nothwendig und nützlich sind. Mathematik und Menschenliebe machte sie bequemer, und weniger gefährlich, als sie in den Zeiten waren, da sie zur Strafe für Missethäiter dienen mussten, und für entehrend angesehen wurden: aber ohne dem Freyheitssinne und dem unterscheidenden Gefühle der Ehre, mit welchem der Knappe nun sich dem Bergdienste widmet, würde dieser noch eben so wenig gesucht werden, als er ohne Mannszucht und guter Ordnung unthunlich oder noch gefährlicher wäre.

Vieles, und beynahe das meiste kommt bey dem Bergbau auf eine gute Anstalt an. Durch diese und eine pünktliche Subordination wird der Bau angeordnet, befördert, und das zahlreiche Bergvolk, mit Thätigkeit geleitet.

Täglich zweimal, früh nämlich um vier Uhr, und Mittags um zwölf Uhr kommen alle Bergleute — abwechselweise bald in der früh, bald Mittags — in einer Stube bey ihren Gruben zusammen. Keine Hindernisse, nicht Regen

oder

oder Wind, nicht Schnee, oder ungebahnte Wege, nicht einige Stunden weit entfernte Wohnungen gelten zur Entschuldigung ihres Ausbleibens. Um die festgesetzte Stunde werden ihre Namen verzeichnet, die Ausbleibende zur unvermeidlichen Strafe vorgemerkt, dann jedem seine Arbeit ausgewiesen, und nach einem allgemeinen, einstimmigen lauten Gebete fährt *) jeder zu seiner Arbeit an.

Um an diese zu gelangen, muß der Mann durch lange Stollen fahren, durch Schutte **) nicht selten dahin auf dem Bauche kriechen, oder auf dem Hintern gleiten, und in tiefe Schächte hinabsteigen. Oft hat er so viele dieser unterirdischen Labyrinthen zu durchwandern, daß er — besonders wenn er schon stundenlange sehr beschwerliche Wege zurückgelegt hat, bis er bey der Anstalt erscheinen konnte — müde und abgemattet ist, noch bevor er bey dem Arbeitsorte anlangt. Da die Stolluhöhe nicht allzeit mit der Körperlänge im hinlänglichen Verhältniß ist, so muß er gebückt gehen, und in stäter Furcht seyn, sich gefährlich

*) Auffahren heißt: zur Bergarbeit, in eine Berggrube gehen.

**) Eine mit Sand oder losem Gesteine zum Theile angefüllte Berggrube.

lich anzumelden *) und da das Gestänge **) meistens naß, schlüpfig und schmal ist, so hat er keinen sichern, festen Halt, und ist in Gefahr auszuhitschen, und in eine tiefere Grube, oder einen Sumpf zu fallen. Am beschwerlichsten ist aber das Fahren durch Schächte. Hier muß er über Leitern ***) die senkrecht, eine über der andern aufgestellt, und mit eisernen Häspen an die Schachtzimmerung befestigt sind, klettern; er selbst muß sich leuchten, und noch dazu seinen schweren Werkzeug mittragen. Ein Fehlritt stürzt ihn in die Tiefe, glücklich ist er dann noch, wenn ihm eine Bühne ****) auffängt, und er so mit einer Quetschung, oder einem Beinbruche davon kommt.

Das Fahren in den Gruben überhaupt ist dem Körper schädlich: durch die Erhitzung des Geblütes

*) Statt anstoßen sagt der Bergmann anmelden.

**) Zwei, drei Querfinger von einander abstehende, schmale Wäume (oder auch nur ein einfaches Brett) auf der Sohle des Stollen, oder einer andern Bergstrecke.

***) Der Bergmann nennt sie Fahrtten.

****) Die nach einer, oder einem Paar Fahrtten, in tiefen Schächten angebracht sind, damit man darauf von der Fahrt abtreten, und ruhen könne.

blutes und die abwechselnde Atmosphäre, durch welche gefahren wird, durch die beständige Bewegung der Gliedmaßen, durch die verschiedene gewaltsame Richtungen des Leibes, und durch die angestrengte Ausdehnungen der Arme und der Füsse. Besonders aber leidet er bey dem Aussfahren aus den Schächten; die Arme aufwärts, um sich an den Sprossen der Fahrten aufzuschwingen, die beständig gegen den Bauch gerichtete Bewegung der Schenkel, wodurch die Eingeweihe gegen die Brusthöhle zugetrieben werden, und dann die in dem engen Schachte concentrirte, auf die Lunge drückende Luftschule, verengern den Raum in der Brust. Alles aber zusammen; macht Congestionen des Blutes in den Lungen und gefährliche Stockungen, die um so geschwinder erfolgen, da das durch das Hinabsteigen erhitzte Geblüt, bey dem Austritte aus der Grube, durch die am Tage kältere Atmosphäre schnell abgekühlt wird. Daher Rheumatismen, und alle Arten von Gliederkrankheiten, Bluthusten, Vorbereitung zur Lungenfucht, und eine Menge von Brustkrankheiten. Uinausbleiblich sind die Engbrüstigkeiten, da alle unsere Gruben eine grosse Teufe haben, weswegen auch schon seit langer Zeit ein alter Bergmann und ein Reuchler: gleichbedeutende Namen sind. Die Gefahr bey dem Aussfahren vermehrt sich noch, durch den tollen Wettsstreit unter den Knappen: „wer am geschwindesten nach geendeter Arbeit über eine

“ eine grosse Zahl von Fahrten aus der Grube kommt? ” Sie rennen mit der größten Heftigkeit über die Leitern hinauf, wie ein Wettrenner zum Ziele; und so verderben sie sich frühzeitig ganz, welches vorzüglich von der Bergjungeud gilt.

Unter diese werden die Knaben gerechnet, welche sich erst für den eigentlichen Bergdienst geschickt und tauglich machen müssen. Die erste Beschäftigung, welche ein solcher Bube (wenn er mit acht oder neun Jahren zur Grube kommt) erhält, ist, daß er den Beamten und Fremden bey der Besichtigung der Gruben vorleuchten muß. Nach und nach wird er zu andern Geschäften verwendet. Er muss gutes, trinkbares Wasser den Arbeitern zutragen, kleinere Handlangerdienste verrichten, das gewonnene Erze auf dem Rücken, in ledernen Säcken von verschiedenen Grubengegenden, auf einen Ort zusammentragen, und je, nachdem er Pflichten auf sich hat, wird er Leucht- + Sauber-Wasserung u. s. w. genannt, überhaupt aber werden diese Buben unter dem Namen Hässpler begriffen, obwohl sie deren eigentlichem Dienste erst dann vorstehen, wenn sie schon mehrere Kräften erlangt haben.

Der eigentliche Hässpler muß, mit einem dazu tauglichen Gerüste, das Erz und anderes Gestein und Wasser aus einer Grube winden.

Durch die schiefe, schlechte Stellung, die er das
bey nehmen muß, durch die Reibung seiner Körperlichen Thellen untereinander, und durch den Druck mit der Brust zur grösseren Gegenwirkung auf die Haspelhöhrner, wird das Geblüte zu seinem Nachtheil heftig herumgetrieben.

Sobald der Bube an Kräften hinlänglich geswonnen hat, wird er unter jene Arbeiter aufgenommen, welche das Erz und Gestein mit Hunden *) von der Strasse **) wegfordern müssen. Gemeinlich werden auf einen solchen $2\frac{1}{2}$ Etr. geladen, man wendet aber auch grössere zum Gebrauche an, die noch mehr belastet werden. Der Arbeiter schiebt diese Ladung mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit vor sich, bis auf den Ort, wo er sie wegstürzen soll, hin, und lässt sich in seinem Laufe auch dann nicht hindern, wenn er sich bey den verschiedenen Stollenkrümmungen wenden muß, weil er ihnen geschickt auszuweichen weiß. Er muss aber allen seinen Kräften dabei aufbieten, der Rücken ist immer gebückt, folglich der Unterselb

*) Hund, wird ein kleiner, offener, hölzerner, unten mit vier Rädern versehener Kasten genannt, und die Arbeiter, welche dabei angestellt sind, heißen Hundsfresser.

**) Ein Grubenwort, wie auf Erze gebaut wird.

selb zusammengedrückt, und auf doppelter Art entkräftet er sich, durch das schnelle Laufen, und durch die Anstrengung seiner Muskeln bey dem Fortschieben und Aufheben so grosser Lasten. Schade ist es daher, daß man oft noch gar junge, unausgebildete Burschen zu dieser entkräftenden Arbeit verwendet, denn auch ein schon rüstiger Bube kann nicht allzeit den übeln Folgen dieser Arbeit ausweichen, welche Unschöppungen in der Brust und im Bauche, Brust, Leber, Milzengündungen, vorzüglich aber Brüche verursacht. Dazu ohngeachtet sind die Hundsässer die mutwilligsten, lustigsten Leute unter dem Bergvolke, und so wie er mit dem Hunde zu flossen anfängt, so nimmt er sich ein Weib.

Nachdem der Knappe eine bestimmte Reihe von Jahren am Hunde gedient hat, wird er Zimmerling; muß folglich mit der Hacke am Holze arbeiten, die Zimmerungsarbeit in Stollen und Schächten besorgen, neue vorrichten, und alte ausbessern. Er muß sich in die gefährlichste Orte hinwagen, und grosse Holzlasten schleppen, unterliegt folglich allen den Gebrechen, die den Tragern eigen, und jenen, welchen die Bergknappen überhaupt unterworfen sind.

Endlich wird der Knappe Häuer, und arbeitet entweder auf Geding oder Eiz. Als Ged-

Dinghauer arbeitet er nach einem gewissen Maß
genmaß das Gestein in einer conventionirten
Weite und Höhe, um einem bestimmten Lohn in
einer gegebenen Zeit and; und als Erzhauer —
welches er erst zur Belohnung eines mehrjährigen Ar-
beitsleisses wird — empfängt er seinen Lohn nach
dem Verhältniß des von geschworenen Probitern *)
angegebenen, in den Erzen enthaltenen Silber- oder
Goldgehalts. Beide Klassen machen den eigent-
lichen Bergmann aus, den man aller Orten schätzt,
und noch mehr schätzen würde, wenn man seine
gefährliche Arbeit ganz kennte.

Der Mann arbeitet auf Gestein, welches
meistens fest, und nur selten schleserig, flüchtig
ist. Sein gewöhnlicher Arbeitszeug ist Schlegel
und Eisen, aber bey uns, wo das Gestein meis-
tens sehr hart ist, kann er wenig damit anrich-
ten. Er muß mit einem Eisen (das er Bohrer
nennt) und, das er stets umdrehet, während
er mit dem Schlegel (oder Hammer) darauf
schlägt, in dasselbe ein Loch bohren, welches er
dann auf eine besondere Art mit Schießpulver las-
tet, und anzündet. Sobald dieses geschehen ist,
muß

*) Unschulische Beamtens, welche den Gehalt der Gesteine und
Mineralien untersuchen.

muß er sich an ein vorher schon bestimmtes Zufluchtsort flüchten, bis das Pulver entzündet ist, und der Rauch sich verzogen hat. Hierbei geschieht manches Unglück: denn oft ist der Hauer leichtsinnig (besonders wenn der Schuß lange nicht los geht) sich dem Arbeitsorte zu nähern; oder gar an der Ladung etwas verbessern zu wollen, daß dann nicht selten der Schuß unvermerkt losgeht. Wielmals geschieht dieses auch während dem Laden schon, besonders wenn der Knappe trotz allen Verbots, das gebohrte und geladene Loch mit Steinen, statt der Lette, zumacht. Die losgesprengte Steine verwunden einen solchen Unvorsichtigen, oder das Pulver entstellt ihn wenigstens häßlich. Unendlich viele Beinbrüche, zerschmetterte Knöchel, und gefährliche Rißwunden, sah ich bloß aus dieser leichsfertigen Ursache, die um so sorgfältiger vermieden werden sollte, da es ohnchin Ursachen genug giebt, den Bergmann krank zu machen.

Hieher gehör't vorzüglich die starke Arbeit des Mannes, bey der er durch mehrere Stunden anhalt'nd durch die heftigsten Schläge mit dem Hammer das Eisen in das feste Gestein hineintreiben muß, um dasselbe zu bezwingen. So lange er vor sich arbeiten kann, ist es für den gewohnten Mann keine beschwerliche Sache, aber sobald über oder unter sich ge-

brochen werben muß; so hat er eine Menge von Nachtheilen zu befürchten, die sich durch die erforderliche Lage seines Körpers vermehren. Mit hoch über den Kopf ragenden Händen, mit gespanntem, zurück und vorwärts gebogenem Rücken, sitzend und kniend, auf dem Rücken, dem Bauche, oder einer und der andern Seite liegend, muß er seine Arbeit verrichten, und so muß an manchem Kleidtheile der Gästen Umtrieb vermehrt werden, oder ganz aufhören, gefährliche Verstopfungen, Blasdehnungen, Quetschungen entstehen, und das Gleichgewicht der äußern und inneren Gegenwirkung aufgehoben werden. Vorzüglich werden ihre Füße zu Grunde gerichtet; denn, da sie bey ihrer Arbeit gewöhnlich stehen, so fällt die ganze Kraft ihres durch die unmissige Arbeit verdoppelten Körpergewichts auf dieselben, wofür auch bey allen hiesigen Kranken die Fußbeschwerden am gewöhnlichsten sind.

Weiters ist der Häuter auch, noch mehr als jeder andere eine Grube Befahrende in Gefahr, von einem sich über dem Kopfe loslösenden Gestein erschlagen zu werden. Am allermeisten leiden die Augen, weil es eine alltägliche Sache ist, daß sich Splitter von den Steinen, oder von den gestählten Werkzeugen lösen, und in jene festsetzen. Eben darum, weil dieses bey uns eine alltägliche Sache ist, sind hier bey den Berggruben

gruben eigene Augenlecker bestellt, die ein Preis
nes jährl. Geschenk dafür erhalten, daß sie mit
der Zunge ganz sanft die fremden Körper aus den
beschädigten Auge wegglecken sollen. Zu mancher
Rücksicht ist diese alte Anstalt eine gute Sache,
aber leider wird sie selten befolgt. Der nächst
beste Knappe fährt mit seinem spitzigen Taschen-
Messer in den Augen herum, die Patienten selbst
vernachlässigen sich, und kommen erst dann um
ordentliche Hilfe, wenn schon ein unheilbares Eis-
terauge, oder eine verletzte Hornhaut, aus einem
unbedeutenden Zufall entstanden ist.

Nach der heftigen Arbeit ist der Staub,
welcher sich bei der Bearbeitung des Gesteines
abdet, in Stößen und Schächten verbreitet, und
auf die Körper unserer Knappen losstürmet, eine
ihrer vorzüglichsten Krankheitsursachen. Schon für
sich, als Gesteinstaub betrachtet, trocknet er die
körperlichen Theile aus, verengert die Gefäße,
und legt den Grund zu den hartnäckigsten Verstos-
pfungen; aber da zugleich unsere Steine metalls-
haltig sind, folglich auch der Staub, die der
Gesundheit höchstschädliche Metalltheilchen mit
sich führt, so ist sein doppelter Nachtheil off-
sensbar.

Sich hatte unlängst *) die Gelegenheit, das Gestein und Erze zu beschreiben, welche in unsrern Gruben brechen. Absichtlich hatte ich davon mehr nicht erwähnt, als zur drütsichen Beurtheilung zu wissen nöthig ist, und es wäre überflüssig, das dort geschilderte hier zu wiederholen. So viel uns gegenwärtig die Bestandtheile unsres Gesteines bekannt sind, dürften vielleicht unsere Bleyerze vor allen übrigen den grössten Nachtheil haben, wenn sie in Staub aufgelöst, durch die verschiedenen Lebewesenungen in den Knappenkörper eindringen. Ueberhaupt aber ist der Grubenstaub den Lungen und dem Magen sehr gefährlich, er schadet durch seine Form mechanisch, und durch seinen Gehalt chemisch, er reizt die feineren Theile, und frisst sie an, bewirkt so einen grösseren Zufluss auf einen Ort, folglich Anscheppungen und Verhärtungen, er bringt mit der cirkulirenden Gastermassa aller Orten hin, und so verkleistert er von innen wie von aussen die kleinen Ductusen und Randle, die unentbehrliche Ausdünstung,

Nicht

*) Hoffingers Sendschreiben über den Einfluss der Anquälung der gold und silberhaltigen Erze auf die Gesundheit der Arbeiter, S. Schenck 1790.

Nicht nur dadurch wird die Ausdünstung unterdrückt, daß der Staub, wenn er sich auf einen schweißigen Körper wirkt, dort liegen bleibt, und wie mit einer Münze seine Theile übersdeckt; sondern auch durch den höchsten Grad der Unreinigkeit, in welcher das hiesige, besonders das sächsische Volk lebt. Nur wenige unter ihnen waschen sich nach ihrer schmutzigen Arbeit, und diese tragen Wochen lang den verbärteten Schmutz auf ihren Leibern herum, ein deutlicher Beweis, daß es in ihren Wohnungen nicht sehr reinlich aussehen kann, und noch auf manche andere Art leidet die Ausdüstung, indem sie entweder zu häufig, oder zu gäh unterdrückt wird. Der Knappa arbeitet entweder auf einem so heißen Orte, oder überhaupt mit einer so heftigen Anstrengung, daß er in Schweiß zu zerfliessen scheint, und das her sehr oft ganz nackt arbeiten muß; oder er erkaltert sich plötzlich durch einen gähn Trunk, durch das längere Rasten während der Arbeit, oder bey dem Ausfahren durch kältere Grubengegenden.

Auch die Leidenschaften, welche die Säfte von der Oberfläche auf die innern Theile werfen, als Angst, Furcht, Schrecken gehören hieher. Ein ungewöhnliches Getüse in der Grube, eine nahe Gefahr, die düstere durch ein schwaches Grubenlicht noch schauerlicher gemachte obde Grubengegend, die Erinnerung an Gespenstermärchen,

und Unglücks geschichten machen den vorurtheiligen Knappen — der noch immer Bergvätinnen *) und Berggeister glaubt — zittern, sagen. Folglich eine Menge von Ursachen, die die Ausdünstung aufheben, ohne ver doch der Mensch unmöglich gesund seyn kann! folglich eine Menge von rheumatischen scrophulösen oedematosen Krankheiten von vertächer und Universalentzündung!

So, ist dann der Haüer einer Menge von Ursachen ausgesetzt, welche ihn bald bergfertig **) machen können. Nachdem er endlich seine Schicht ***) allein oder mehrmännisch ****) unter mancherley Gefahren ausgearbeitet

*) Ein von den Bergleuten errichtetes (böses und gutes) Gespenst von kleinem Wuchse, mit großem Kopfe, feurigen Augen, in einer ordentlichen Bergkleidung.

**) kränklich, entkräftet, arbeitsunfähig.

***) Die Zeit, während welcher der Mann seine Arbeit verrichtet, und bey uns in der Grube gewöhnlich acht Stunden dauert.

****) Jeder Arbeitsort einer Grube wird eine Nummer genommen, und dieser wird mit einem oder mehreren Arbeitern belegt, das ist, es werden mehrere Männer dort

heitet hat, tritt er wiederum seine mühsame Stolln- und Schachtwanderung an, um sich von seinen Schlegelgesellen *) abwechseln zu lassen. Nur dann erst kann er bequemer ausfahren, wenn er sich einen mindern oder höheren Beamten-Dienst erarbeitet hat, denn diese können durch den Treibschacht **) aussöhnen, aber furchterlich ist diese Bequemlichkeit. Statt der Tonne wird an das Ende des Gails ein - oder zwey Knechte ***) befestigt, auf die man sich setzt, und dann durch Pferde, die an den Treibeforh ****) gespannet sind, in den Gapel *****) aufgezogen

zur Arbeit angestellt. Gewöhnlich arbeiten bey uns acht Männer in einer Nummer, die sich in zwey oder drey Schichten abtheilen, und man sagt dann: die Nummer ist achtmännisch belegt.

*) Arbeits-Gespanne.

**) welcher von dem Fahrtschacht unterschieden ist. Durch diesen fahren die Bergleute aus und ein, durch jenen wird das Erz oder Gestein im Tonnen mit Säcken mittels der Pferde herausgetrieben.

***) zwey dicke Lederriemen, davon einer zum Sitzen taugt, der andere aber zur Rückenlehne.

****) Eine Maschine, zur Ab- und Auswindung der Schachtsäulen.

*****) Ein rundes spirig zulaufendes über einen Schacht aufgesetztes hölzernes Gebäude.

gen wird; und so hängt man in einem knüppeligen Schlauch, vertrant Leben und grade Knochen dem unsicherer Gewebe von Hanffasern, und schwiebt in banger Erwartung sich an den Seitenwänden zu zerschmettern, in einen mehr als hundertfältigen Abgrund zu stürzen, oder endlich nach der schandartlichen unterirdischen Wanderung das liebe Tageslicht zu schauen, bey dessen Ersichtung Fröhlichkeit durch alle Adern strömt.

Wir haben den wackern Knappen bey seinen gefährlichen Arbeiten unter der Erde begleitet, aber noch können wir uns von ihm nicht trennen, weil er erst über derselben sein Taggeschäfte vollenden muß. Der Gedinghauser muß sehr oft noch eine zweyte Schicht entweder in der Grube, oder über Tage unter verschiedener Verrichtung machen, die ihm besonders bezahlt wird. Vorzüglich gehöret hierher das Laufen mit dem grossen Hunde, von dem die Gesundheit unserer Knappen vieles leidet. Sind sie nach ihrer eigentlichen Grubenarbeit nicht bey dem Berge beschäftigt, so sucht der Fleißigere eine andere Taglobner-Arbeit, über, durch alle diese außerordentliche Arbeiten leidet der Mann weit mehr, als von seiner eigentlichen, weil diese schon seine Kräften für einen ganzen Tag erschöpft hat. Der Erzhauer muß nach seiner Grubenschicht noch eine Schicht auf der Scheidebank wechselweis so zubringen,

dass

daß die Frühschichtler Nachmittags und die Tagschichtler, Vormittags dort erscheinen. Auf der Scheidebank werden mit einem eisernen Hammer die Erze zerkleinert, und diese dann zu verschiedene Sorten abgesondert. Die durch mehrere Stunden anhaltende feste Lage des Arbeiters, die gleichförmige Bewegung des den Hammer führenden Armes, der Steinstaub, den der Arbeiter einatmet, und die den Augen gefährliche Steinsplitter können in mancher Rücksicht dem Umlauf des Geblütes, den Lungen, dem Gesichte schaden.

Von da übernehmen diejenigen Erze, welche nicht gleich in die Hütte kommen, die Waschwerker, Puchwerkarbeiter, und die Schlemmer. In den Waschwerken wird das Erz noch kleiner gemacht, mit Wasser gewaschen und für die Hütte vorbereitet. Die Masse, welche in diesen dieser Arbeit gewidmeten Gebäuden herrscht, macht die Körper der Arbeiter fleisch und schlapp; ein unausgesetztes von früh sechs Uhr, bis sechs Uhr Abends in einer sichenden Lage anhaltendes Arbeiten führt zu allen Leibesverstopfungen Thür und Thor; der Staub, welcher sich von dem Gesteine ab löset, wirkt sich häufig auf die Lungen, verdirbt folglich dieses nöthige Werkzeuge des Lebens, und die unrefinirte, mit der atmosphärischen ganz heterogenen Luft wird von einer Menge Menschen eingeatmet; die meistens elende Leute sind, Gewöhnlich werden

zu dieser ohnehin schon ungesunden Arbeit noch ganz kleine Kinder, arme sieche Lente, und zur Bergarbeit alte unbrauchbare Knappen genommen. Der ganze Waschwerksdienst wird von wahren Krippeln und Invaliden betrieben, und aus ihrem Mitte zählt der tägliche Krankenstand, die meisten Kranken.

In den Pichwerkfest wird das geringere Erze durch unten mit Eisen versehene Holzstempel, die durch eine Wasserwelle gehoben werden, kleiner gestampft, und der Schlemmer muss aus der gepuchten und klein zerstampften Masse das Erz von den Gesteintheilen absondern, ausziehen, rein und zur Verschmelzung tauglich machen. Die Krankheiten dieser arbeitenden Menschenklasse schränken sich auf die Folgen von der Hebung grosser Lasten, auf catharhalische und rheumatische Beschwerden, auf Lungenentzündungen, und Gefröre ein.

Hier kommt die Reihe an die Hüttenarbeiter. Da ich aber deren Beschäftigungen und Krankheiten schon in meinem Quickbüchlein in parallel mit der Amalgamations-Arbeit abgehandelt habe, so glaube ich jene und diese hier übergehen zu können.

Noch gibt es vielerley Arten von Beschäftigungen, die bey unsern Bergwerken, vorkommen unter sich verschieden, und mehr oder weniger, der Gesund-

sundheit der Arbeiter, nachtheilig sind; sie betreffen aber nur einzelne Menschen, und nicht ganze Klassen. Der Hässer macht den eigentlichen Bergknappen aus, alle andern beschriebene und nicht beschriebene Arbeitsleute, werden zusammen unter den Namen Berggesinde verstanden. Die vorzüglichste Beschäftigung der dazu gehörigen Menschen sind schon im Vorhergegangenen erwähnt worden. Alle übrigen beziehen sich auf Handlangers- und andere Tagelöhners-Dienste, davon dennoch fast jeder mit einer besondern Bezeichnung bezeichnet wird. Sie müssen grosse Lasten haben, solche in die Grube aus oder einziehen lassen, grosse Steinmassen zerkleinern, Wasser Schöpfen, bei Leichen arbeiten u. d. gl. Sie sind also eben so, wie alle übrigen Bergleute einer Menge von Krankheiten ausgesetzt. Auch sie ziehen sich durch unordentlichen Schlaf, angstige Leidenschaften, unterdrückte Ausdünstung, übermäßige Arbeiten, eingeathmete schlechte Luft, Behandlung schädlicher Substanzen, so wie jene häufige Krankheiten zu, unterliegen folglich wie jene, schmerzhaften Zufällen, Verlebungen, Verwundungen, Verstümmelungen, schädlichen Saftenzusatz und Giftenverschwendungen, die austrocknen oder verberben, folglich die festen Theile kif, morsch, mürbe, hydroptisch werden lassen. Gewisse Krankheiten — die ich unten erzählen werde — ergreifen das hiesige Volk mehr, als andere.

denwo. Brustbeklemmungen, und alle Arten von Brustkrankheiten, örtliche und allgemeine Enthündungen, Bluthusten, Auszehrungen, und Schwindsüchten sind unserer Knappen trauriges Ende; denn die meisten krumhüftig, fleif, gebeugt, mit zitternden ausgedornten Gliedern entgegengesehen, wenn nicht gähe Todtsfälle, eher ihrem Leben ein Ende machen.

Gähe Todesfälle (die von Beschädigungen bey der Arbeit entstehen) zähle ich im Durchschnitte jährlich nur acht; ein Beweis des guten fürsichtigen Grubenbaues. Aber andere — fast möchte ich sagen eigene — Krankheiten (die keine Vorsicht verhindern kann) sind unter dem hiesigen Bergvolke sehr häufig. Hierher gehören:

I. Brustbeklemmungen und Engbreitstigkeiten. Die meisten scheinen von gestockten Feuchtigkeiten in der Lunge herzurühren, und von einer Verwachsung der Lunge mit den Rippenfell. Fast bey allen hiesigen Knappen, die ich dsuete, fand ich dieses.

2. Gliederkrankheiten; besonders Füsse beschwerden und Lendenwehe, die fast allzeit Alters lässe fordern, an die sich daher der hiesige Bergmann stark gewöhnt hat. Mergerlich ist ihre Vorsie

Liebe für Fußabverlässe; sie ziehen das Geblüt zu viel auf die geschwächten Theile, und schwächen sie so noch mehr.

3. Der Scorbust. Der Knappen Lebensart, ihre Wohnungen, die nassen feuchten Einflüsse bey ihren Arbeiten auf die Körper erwecken ihn. Scorbutische Geschwüre sind eine alltägliche Sache, und im Frühjahr sind solche Petechien häufig.

4. Cachexien aller Art, vorzüglich die endemische, die man in der zweyten Abtheilung dieses Bandes weitläufig beschrieben finden wird.

5. Skropheln und Würmer. Erstere beobachte ich meistens bey den Niennensegern, und Waschwerfern; die andern sind nicht nur bey der Jugend, sondern auch bey Erwachsenen sehr häufig.

6. Brüche aller Art, die bey den harten Arbeiten um so leichter entstehen können, da sehr vieles Fett genossen wird.

7. Die Blepharitis, welche unter dem Namen Hüttenlase bekannt ist. Die Beobachtungen, welche ich hierüber während meinem montanistischen Decennium zu machen Gelegenheit hatte, spare ich für die Fabrbücher der k. deutschen Akademie der Naturforscher.

8. Lungen und Schwindesuchten; aber sehr selten diejenige Art davon, welche unter dem Titel Bergsicht (Phthisis montana) in andern Bergorten so furchterlich ist. Ein Beweis! daß die vorzüglichste Ursache dieser Krankheit in jenen Gegenden das Rattenpulver ist, welches aber bei unseren Erzen äußerst wenig, oder gar nicht vorhanden ist. Unsere Lungen und Schwindesuchten entstehen meistens von Skrophulöser Schärfe, auch wohl von übelabgewarteten inflamatorischen Brustsiebern, die theils hier sich standhaft behaupten, theils von der häufig unterdrückten Flußdünftung entstehen. Auch ein Erbtheil der Kinder von ihren Vätern sind jene Euchten.

Nebst den erwähnten Krankheiten sieht man nicht minder zahlreich, Unter chronischen Uebeln: Wassersuchten, Hautausschläge, Contracturen, Lähmungen, Epilepsien und Stupiditäten; Unter den schnellaufernden: Magen-Krankheiten, Faul- und andere Fieber. Die Gallenkrankheiten kommen in den Wintermonaten, Ruhrnen in den Obstmonaten häufig vor, leichtere besonders dann, wenn das Obst wenig zugeführt wird, und daher unreif, von den Wämmern herabgestohlen wird.

Der epidemische Genius, während diesen sieben Jahren war:

1784. Gallensieber, die am dritten Tag im Faulsieber mit blaurothen Petechien übergingen, wenn die ersten Wege nicht schnell und wiederholt gereinigt wurden.

1785. Häufige Wechselsieber, mit Koliken während der Kranken Zeit.

1786. Falsche Lungenerkrankungen. Im späten Herbst unter der Bergjugend gutartige Blätter, die so durch ein halbes Jahr blieben, dann bösartig wurden, bis in das zweite Jahr wüteten, häßliche Absätze, besonders auf die Arme machte, und in unreine Geschwüre ausarteten.

1787. Fleck und Scharlachfieber.

1788. Die berüchtigte Influenza so, wie sie im Jahre 1782. aller Orten herrschte, aber mehr inflammatorisch. Hestig ergrif sie unsere Knappen, viele zu gleicher Zeit, und behnachte den größten Theil der Arbeiter. Furcht und Angst über den plötzlichen Zuwachs des Krankenstandes verschlimmerte das Uebel, aber ohne bösen Folgen.

1789. Rheumatische Entzündungsfieber.

1790. Wiederum Rheumatische Entzündungsfieber mit und ohne Friesel. Im Maymo-

nat enkündungsartige Wechselseiter, deren Paroxysmus im Blutspeyen bestand. Schon im März und April fiengen auch die Gallenkraukheiten au häufiger zu werden, die endlich im Juni in ans haltende Fieber mit rothen und weissen Friesel übers giengen, und in sformliche Faulfieber mit Peteschien, unter die sich sehr oft weißer Friesel mischte, und die in einigen Gassen, mehr als in andern, bis über den Oktober hinausgihielten. Die Sterbezahll war gering, und die meisten Kranken rekovalesszirten mit oedematosen Geschwulsten. Selt dem Oktober wurden wiederum inflammatorische Brustkrankheiten häufig, und finden sich die Blattern unter der Jugend ein, die bis nun noch gutartig sind.

Unter so mancherley, und vielen Krankheiten, die blos einen, aber freylich wohl den größten Thell der Einwohner befassen, sollte man eine größere Sterbezahll als wirklich ist, vermuthen. Die größte Sterbezahll war in diesem Jahre (1790) mit 1312, die kleinste 1785 mit 816; überhaupt sterben im Durchschnitte jährlich 1104; gehören werden in der hiesigen, und allen hiebers gehörigen Pfarren ehelige Kinder 1030 uneheliche 19, zusammen 1049; folglich sterben dennoch 55 Personen mehr. Über, unter der ganzen Sterbezahll befinden sich jährlich nur 177 f. l. Bergleute.

Die Ursache dieser kleinen Sterbezahll gegen die ganze Todtensumme ist: die grossmuthige Sorgfalt, mit welcher der k. k. Bergknappe während Krankheitsfällen verpfleget wird.

Sobald der Mann unpaßlich wird, und verowegen an seine Arbeit zu gehen unsfähig ist, läßt er sich von dem Schichternverzeichner ein Zeugniß geben, daß er in k. k. Arbeit stehe. Über dieses erhält er von einem der Bergchyrurgen, oder ihren Gehilfen einen Krankenzettel über die Krankheit, die man an ihm findet, den er an die Arbeitsvorsteher abgeben, und (so lange er frank ist) alle vierzehn Tage erneuern muß. Dann kommt er selbst, oder schickt jemand seiner Angehörigen zu mir, oder dem Herrn Bergmedicus am Windschacht, seine Krankheit zu melden, und um die Beschreibung einer Arzney zu bitten. Diese häusliche Ordination geben wir täglich in der Früh von acht bis zehn, oder elf Uhr: jeder in seinem Hause: in Gegenwart eines Bergchyrurgen, oder ihrer Gehilfen. Jeder Kraute wird in ein Protokoll aufgeschrieben, und die vorgeschrriebene Arzney angemerkt. Der anwesende Chyrurg übernimmt diejenige Kranken, welche seiner Hilfe nöthig haben, und merkt sich die zu besuchen auf, welche nicht persönlich erschienen sind, und gefährlich frank liegen, oder zweifelhafte Umstände melden ließen.

Zu gleicher Zeit kommt der Krankenübergreher zu melden, ob sich bey dem Krankenstande nichts neues seit dem vorigen Tage ereignet, oder was er ebenfalls bey demselben Berichtwürdiges gesehen habe, und hierauf werden die schon bekannte von den Chirurgen und Krankenübergrethern gemeldete gefährliche Kranke in ihren Häusern besucht.

Die Krankenübergreher sind bestellt, alle Kranken täglich zu besuchen, nachzusehen, ob sie sich auch wirklich zu Hause frank befinden, und die erhaltene Utznehen genießen. Endessen kann dieses nur zum Theil geschehen, weil der Krankenstand oft sehr groß ist. Der tägliche Krankenstand enthält immer eine Summe zwischen zweihundert und fünfhundert Personen, und im ganzen jährlich 669 t. Kränke,

Zum Dienste der Kranken sind nebst mir noch bestimmt: Ein Arzt, der auf dem Windschacht wohnt, und fünf Wundärzte, die in die verschiedenen Gassen vertheilt sind, und sich Gehilfen halten müssen.

Die Arzneyen erhalten die Kranken auf die Anordnung der Ärzte unentgeltlich. Die drey hiesigen bürgerlichen Apotheker besorgen alternativerweise (in jedem Jahr ein anderer) die Lieferung der Medikamenten, und werden nächstens zu Windschacht,

schacht, wo ein grosser Theil des k. k. Bergvolkes wohnt, zu dessen Bequemlichkeit ein gemeinschaftliches Depositorium errichten. Seit einem Jahre, werden die Arzneyen nach einer Ordinatio onsnorma verschrieben; die ich auf hohen Befehl verfertigen musste, nach der sich sämtliche Aerzte und Wundärzte des niederhungarischen Bergbezirkes, bey ihren Verschreibungen halten müssen, und für welche die einfachsten und wohlstellsten Materialien gewählt wurden. Nach jedem Quartal muss der Apotheker die Rechnung schliessen, und die Originalrecepte, von mir vidimirt, an die Behörde einreichen. Das von Allerhöchsten Orten in Wien für die Prüfung sämtlicher auf ärärial Rechnung gemachten Arzneylieferungen, angeordnete Buchhalterey Departement revidirt die gemachten Forderungen, ahndet vorgefundene Fehler, macht die accordirte Abzüge, und fällt den Urtheisspruch über die Bezahlung.

Die körperliche Beschaffenheit des hiesigen Knappen fordert kräftig wirkende Arzneyen, und deren starke Gaben. Dritthalb Gran Brechwsteinstein, und 40 Gran Salappenzucker mit einem Skrupel Salz, und 5 Gran Coloquintenzucker entleeren nur schwach ihre Bäuche. Sie lieben versüßte Arzneyen, vorzüglich Kastagen, und hassen Pulver oder Detolle, wenn sie sich solche nicht zu Hause selbst bereiten können, besonders aber

welgern sie sich eine und die nämliche Arzney, dñters zu wiederholen. Sie sind mit geltnd wiesenden Mitteln unzufrieden, und fordern mit Ungezüm Arzneymittel nach ihrer Willkür, oder dummen Eigendünkel. Sie nehmen oft an einem Tag ein Schweißmittel, das sie in Wasser zu schmelzen droht, am andern Tag ein Bomitiv, das ihnen auch zehnmal den Magen umkehrt, am dritten ein Purgativ, das zwanzig Stuhlgänge macht.

Gleichwie aller dieser Unfug, heimlich ohne Vorwissen der Aerzten geschieht, so wird auch ohne Mass und Ziel Blut abgezapft, womit der Bergmann gar schädlichen Missbrauch treibt. Der Ordnung gemäß soll keine Alder wegen innerlichen Gebrechen, ohne einem Zettel eines oder des andern Aerztes gedignet werden, aber der Eigensünige weiß sich solche zu erschleichen, oder für ein Paar Groschen von fremden Mundärzten seinem Willen zu frohnen. Weil er alle Krankheiten, auch die des beleidigten Magens, vom Blute herleitet, so sind ihm östere Alderlässe im Jahre nicht hinlänglich. Er lässt sich in einem benachbarten Gesundheitsbade, mit zwanzig, dreißig und mehr blutigen, auf alle auch die geheimsten Theile aufgesetzten Käpfen schröpfen, und bereitelt so die gute Wirkungen, welche er außerdem von den heilsamen Quellen haben könnte.

Solche

Solche Wasserquellen haben wir in der Nähe zwey. Eine bey dem Dorfe Ußina, das man Eisenbad nennt, und dritthalb Stunden weit entfernt liegt; die andere in dem Dorfe Skleno; — das durch den merkwürdigen metallurgischen Kongress, wegen den von Borussischen Almaginationsarbeiten berühmt ist — welche anderthalb Stunden weit von hier weg quillt, und das Glashüttenbad genenret wird. Ueber jene sorgt der hiesiae Stadtmagistrat, über diese die k. k. Bergkammer. Beide werden auch von Fremden häufig besucht, und quellen warm. Erstere enthält mehr Eisenchelle und stärkt vortrefflich, die anderte löset wohlthätig auf, und reinigt herrlich.

Die unentgeltliche Hülfe des Arztes und Wundarztes hat hier jeder Bergknappe, den unentgeltlichen Arzneigenuß aber nur der Kaiserliche, denn selten entschließt sich eine Gewerkschaft *) die Arzneien für ihre Arbeitelente zu zahlen. Die Zahl der Kaiserlichen Bergknappen, verhält sich zu den gewerkschaftlichen wie 5521 zu 3024. und alle jene haben den ohuentgeltlichen Arzneigenuß so lange, bis sie, als ganz unheilbar

*) Gewerke, wird derjenige genannt, welcher bey dem Bau einer Berggrube Anteil hat, und mehrere oder alle Theilnehmer zusammen heissen Gewerkschaft, die dann ihre eigene Arbeit gelebt hät.

erkannt sind, und von der Arbeit entlassen, oder mit einem Gnadengehalt begabt sind.

Der hiesige Knappe erreicht ein gleimliches Alter. Wir haben viele die siebenzig und wohl mehrere Lebensjahre zählen, sobald aber ein k. k. Bergmann nicht mehr arbeiten kann, erhält er im Verhältniß der verlorenen Arbeitsjahre eine Pension. Auch einige Gewerkschaften üben dieses Werk der Barmherzigkeit aus; Jeder Knappe erhält aber, wenn er arbeitsunfähig ist, einen Beytrag aus der Brüderlade, zum Lebendunterhalt.

Die Brüderlade ist die Kasse der Bergknappen, dazu jeder bey dem Empfange seines vierzehntäglichen Lohnes, von jedem Gulden der Einnahme einen bestimmten Beytrag abgeben muß.

Von dieser Kasse werden die Brodfrüchten für den Getraiboden des Bergvolkes angekauft, und erhält jeder Knappe in grossen Nothfällen ein kleines Darlehn, und während langwierigen Krankheiten einige Ruhshilfe zu dem Krankengeld, welches dem k. k. Bergmann, und auch dem gewerkschaftlichen gegeben wird. Von eben dieser Kasse bekommen auch die Weiber der Knappen nach des Mannes Tode, ein Geschenk auf dessen Begräbniss, und dann einen Wittwengehalt, dem noch Kaiserlicher

licher Seite (auch von Seite einiger Gewerkschaften) eine Bulage beygesetzt wird.

Aus allen dem Erzählten erhellet wohl, daß das hiesige Bergvolk, besonders das f. f. in ärztlicher Rücksicht — so viel es ohne Spital seyn kann — sorgfältig verpflegt werde.

Das k. k. Bergericht *) ist thätig beflissen für das beste des Bergmannes zu wachen, und das **k. k. Oberstkammergrafenamt **)** sorgt wohlthätig dafür, den Bergknappen gesund zu erhalten, und sicher heilen zu lassen. Daher zum Theil muß ich von Zeit zu Zeit über den Krankenstand der k. k. Bergknappen Berichte geben, die ich aus meinen Beobachtungen und den Krankenraporten, welche mir sämmtliche k. k. Bergchirurgen aus gedruckten Tabellen täglich geben, versetzen.

Aber auch der Stadtmagistrat, läßt sich in Rücksicht der öffentlichen Gesundheit, das Wohl der Einwohner angelegen seyn, welches auf mancher Anzei-

*) Die ordentliche Gerichtsbarkeit für das Bergvolk und den Bergbau.

**) Die obere Behörde über das ganze Bergwesen in den sieben freien Königl. niederungarischen Provinzen,

Anzeige, von jeher die Sorge der hiesigen Stadt
 übern, gewesen zu seyn schinet; denn in einem
 alten Protokoll fand ich, daß man schon im Jahre
 1565 einen gewissen Doktor Kurtius als Stadt-
 physikus von Kaschan hieher berufen und erhalten
 habe. Auch ist noch, hat diese berühmte Stadt
 einen eigenen Arzt, nämlich; den Herrn Doktor
Sperlich, einen Mann mit vielen Talenten,
 dem ich selbst so, wie dem Wundarzt und Ge-
 burtshelpler, Herrn Gzulowitsi mein Leben ver-
 danke. Nebst diesem letztern geschickten Mann,
 ist auch noch ein Wundarzt hier, die beyde (oh-
 ne Besoldung) in öffentlichen Angelegenheiten für
 ihr Fach, von der Stadt benutzt werden. Noch
 ein dritter Wundarzt ist hier der Stadt nützlich,
 der aber eigentlich unter die fünf k. k. Bergchir-
 urgen gehört, und dieser ist der thätige ehrenwür-
 dige Greis, Herr Faillauer, ein Mann, der schon
 vierzig Jahre hindurch mit Beyfall und öffentlichen
 Vertrauen, ordentlicher k. k. Bergkammer-Wund-
 arzt, und ein wahrer Vater des armen Berg-
 mannes und aller Dürftigen ist. Noch ein Man-
 ne verdient unter den hiesigen Gesundheitsprie-
 stern bemerket zu werden, von einem Manne nähm-
 lich, der durch 32 Jahre mein Vorfahrer im Dienste
 war, ganz eigene Verdienste hat, seit sieben Jah-
 ren den wohlverdienten Gnadengehalt genießt, bei
 seinem hohen Alter noch immer thätig ist, öffentliches
 Aussehen hat, es verdient, und Melchiori heißt.

Dap

Daß drey öffentliche Apotheken, hier zur Sicherheit der Kranken sind, habe ich oben schon erwähnt, aber es verdient angemerkt zu werden, daß sie im besten Zustande sich befinden, und ihren würdigen Eigenthümern, Ehre machen. Auch geprüfte Hebammen bezahlt die Stadt einige, und die k. k. Bergkammer zwey.

Musser dieser Sorgfalt für die Weiber und Kinder, hat dieser ärmere, folglich größte Theil des Volkes keine Hilfe während seinen Krankheiten. Arzneien zu zahlen sind sie unvermögend, sie überlassen sich also Pfuschers Händen, oder quacksalbernden Hydern, deren auch diese Gegend (so wie jeder Fleck auf der Erdkugel) eine Menge hat, und siechen und sterben unbemerkt.

Diese Klasse von Einwohnern macht die größte Sterbezahll aus, und scheint die Ursache zu seyn, daß hier mehrere Menschen sterben, als geboren werden. Für die ärmeste Bürgerklasse zahlt wohl auch die Stadtoberkeit Arzneien, aber die Zahl der Fürstigen ist zu groß, um alle unterzuhören zu können. Auch die Hülfe, die von dem seit fünf Jahren hier bestehenden Armen-Institut der Kreisstadt zugesetzt, ist nicht hinreichend; daher würde es eine unsterblich wohltätige Unternehmung seyn, wenn die hiesige Stadt, welche unter die reichsten von Hungarn gehört, ein hieher passendes Werkth-

heitshaus und ein Krankenhaus, vorzüglich für Weiber und Kinder errichtete.

Die Menge von Wittwen und Waisen, von Weibern, deren Männer nicht hinlängliche Mahnung erwerben können, von Kindern die verwahrseloset werden, fordert ein Arbeitshaus. Schon lange muß man dieses eingesehen haben, denn das L. L. Berggericht läßt hier schon seit mehreren Jahren, von allen Fürstigen (welche sich darum melden!) Baumwolle spinnen; aber da das zu kein Haus gewidmet ist, wird die Hauswirthschaft ihren Einleuten, wegen mancherley Ursachen, in ihren Zimmern selten diese Arbeit verrichten lassen, so melden sich nur wenige um diesen Erwerb bezweig. Viele von den Bergweibern wandern lieber auf die Höfe, und handeln mit verschiedenen Kleinigkeiten, um sich einzigen Einfluß für ihr Hauswesen zu verschaffen, wodurch aber nicht selten Diebstähle veranlaßt, und fremde Sitten, Laster und Krankheiten, geholt werden.

Noch nothwendiger wäre ein Krankenhaus. Alte Urkunden erweisen es, daß schon in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ein Spital (freilich wohl nach damaliger Sitte) hier, und reich gestiftet war; aber das dermalen noch anwesende, ist ein öffentliches Unding. Der Wohnort der Kranken und Preßhaften ist neben und über dem

Thore

Thore der Hauptstrasse gebauet, finster wie ein Kerker, schmuckig wie ein Stall, nicht hinlänglich vor Kälte, Regen und Schnee gesichert, und die Kranken liegen ohne Ruhe, ohne Wartung. Das ganze dient daher nur für die Aufnahme des allerelendesten Gesindels, und von den Spitalgeldern, wird den armen in der Stadt Unterstützung gegeben. — Von der einsichtsvollen Thätigkeit für das Beste der hiesigen Einwohner geleitet, werden aber gewiss noch die preiswürdigen Obern dieser Stadt, ein ordentliches Krankenhaus bauen für die ärmere Bürgerklasse, und für die Weiber und Kinder, aller hiesigen Armen. Unsterblich wäre eine solche Unternehmung seyn, und diese berühmte Stadt noch merkwürdiger machen.

Merkwürdig ist diese Stadt, wie ich schon oben gesagt habe, und sie wird merkwürdig bleiben, so lange diese Gegend ihre gold- und silberreichen Obern hat, der Botaniker, der Ornitholog, der Entomolog und der Mineralog, ein so weites Feld, wie vermaßen, für seine Beobachtungen findet. In den wichtigen Schriften eines von Born, von Jaquin, Gerber, Scopoli u. m. a. sind viele der Naturseltenheiten, mit welchen unsere Gegend prangt, aufgezeichnet, und immer noch werden sie von häufig hierher reisenden Fremden, aufgesucht und bewundert.

Auch mir waren diese Seltenheiten während meinem siebenjährigen hiesigen Aufenthalte auffällig, und versäumten die wenigen Ruhepunkte, welche mir mein Dienst erlaubt, der in der Heilung der kranken Knappen, und des auf denen zu der R. K. Bergkammer gehörigen Dorfschaften wohnenden Landmannes, und in der Oberaufsicht über das Medicinalwesen in den sieben niederhungarischen Bergstädten, besteht. Das Merkwürdige in Rücksicht des Arztes in den andern sechs Bergstädten, stimmt mit einigen Abänderungen vieles mit der hiesigen Lage und den Sitten überein, nur ist der Bergbau nicht so ausgebreitet und das Bergvolk nicht so zahlreich, folglich seine Krankheiten nicht so häufig und ihre Heilung nicht so mühsam, nicht so kostspielig; dennoch sind überall brave Wundärzte angestellt, und in den Bergstädten Neusohl und Krennitz glänzen vortreffliche Arzte, die ebenfalls viele Beobachtungen zu machen, Gelegenheit haben.

Meine wichtigern Beobachtungen gedenke ich in der folgenden Schrift, und in ein Paar für eine andere Zeit bestimmten Bänden bekannt zu machen; wenigstens als eine Einleitung dazu, schien mir diese Topographie — möglich.

II.

B e s c h r e i b u n g
einer Krankheit,
die bei dem
kaiserl. königl. Bergvolke

G e m i n t z
sehr häufig vorkommt.

Dem
Wohlgebohrnen Herrn
D. Wenzel
Ernfa von Krzowiß,

des heil. römischen Reichs Ritter
und königl. öffentlichen Lehrer der medi-
zinischen Praxis auf der Universi-
tat in Pest

Mit
Dankbarkeit, für die thätigsten Beweise seiner
jubiläährigen wahren Freundschaft,
zugeschrieben.

ἢ ὁ νόος καλεσθή λίνυ εσι τὸ χρονί^ν
· · · τὸ δέεται μελετης πολλῆς

ΙΠΠΟΚΡΑΤΕΣ.

Fünfzehn Jahre sind es ungefähr — der gemein
meinen Sage nach — daß die f. k. Bergknappen
der berühmten niederungarischen Bergstadt Schem-
nitz, sehr häufig mit einer Krankheit geplagt sind,
welche kein Alter verschont vom achteln bis zum
sechzigsten Jahre, unvermerkt anfängt, heimlich
fortwähret, den Keim immerwährender Unpä-
lichkeit in die Körper der stärksten Knappen und
ihrer Enkel legt, und an der ich seit sieben Jahr-
ten eintausend, ein hundert, neun und zwanzig
Arbeiter siechen sah.

Die eigentliche Entstehungsart dieser Krank-
heit, und ihre Geschichte von den ersten Jahren
ist mir eben so unbekannt, als die Nachrichten,
welche ich darüber einholte zwecklos, und unbesrie-
digend sind. Erst seit sieben Jahren, durch weis-

he ich hier zu bieuen die Ehre habe, konnte ich diese Krankheit beobachten, die mir in Rücksicht ihrer Hartnäckigkeit und Verbreitung allerdings ein neues Phänomen war, weil ich etwas Ähnliches weder in den siebenbürgischen, noch in den bau-natischen Bergorten — die ich vormals als Bergarzt unter meiner Aufsicht hatte — beobachtete. Das Resultat meiner hierläufigen Beobachtungen über diesen Gegenstand, ist aber folgendes:

Die Kranken klagen gleich am Anfange der Krankheit einen außerordentlich heftigen Schmerz in den Schenkeln, den Lenden, und dem Rückgräde, der ihnen so scheint, als ob die Beine horizontal durchschnitten würden. Im Kopfe fühlen sie einen Schwindel, ein unangenehmes Gausen, ein Klopfen, und einen Schmerz, als ob mit einem Hammer an die Hirnschale geklopft würde, welche Empfindung sich bey den meisten vermehrt, wenn sie auf der linken Seite liegen. Sie werden traurig, und finden sich zu aller Arbeit träge. Bald nachher atmen sie schwer mit einem Gefühl von Langsamkeit, sind unvermeidlich bergan zu steigen, fühlen das Herz geschwinder als gewöhnlich Klopfen, welches stufenweis so zunimmt, daß man auch in einer weiten Entfernung den Brustschlag steigen und fallen sieht, und an der Seite des Halses schlagen die Halsaderen schnell mit grösserer, oder minderer Heftig-

sigkeit. Die bisher natürliche Gesichtsfarbe ändert sich nun, die Röthe verschwindet, daß man auch auf der innern Haut der Augenlider, der Lippen, ja sogar des Gaumes nicht eine Spur davon wahrnimmt; ihr Colorit wird einsärbig bleich, grüngelblich, späterhin bleyfärbig; die fleischigen Theile werden teigartig, und zuletzt, densusen sie am ganzen Körper auf.

Ich beobachte bey dieser Krankheit drei Zeitpunkte. — Im ersten den Schmerz in den Schenkeln, den Lenden, und dem Rückgrate; Erdgähnheit zur Arbeit und Schwermuth. — Im zweyten das sehr beschwerliche Kopfweh, schweres Atmen, Unvermögenheit bergen zu steigen; Herzklöpfen, und ein chlorotisches Gesicht. — Im dritten, das Schlagen der Halsadern, Nachlassung aller festen Theile, bleyfärbiges Aussehen, und Ausgedunsttheit.

Die Eßlust ist durch alle Zeitpunkte sehr gut. Außerdein, daß die Kranken im ersten, oft auch im zweyten Zeitpunkte einen unwiderstehlichen Eddel vor dem trockenen Brode spüren, sind sie sehr gesättig, jedoch artet ihr Appetit nie in Vorazität, noch vielweniger in Malaziam aus, und der Durst ist immer sehr mäßig, obgleich ihn geistiges Getränke, nach Landesfeste, füllen mögl.

Die Kranken sind fast alle Dickbauchler und gemeinlich verstopft, daher die Stuhlgänge selten, hart; bey vielen werden die Stuhlgänge mit einer dicken, dhligfetten Haut überzogen, und bey dem Gebrauche der Stahlatwerge sind diese meistens schwarz — Der Harn ist gewöhnlich der Quantität des genossnen Getränkes gleichförmig, nur ist er blaß, oft trüb, und übelriechend. — Die Pulsschläge sind matt, klein, langsam; das Blut schlägt immer sehr aufgeldst, war eiterich, und wenig roth.

Die Haut der Kranken ist glänzend trocken, die unmerkliche Ausdünstung scheint ganz aufzuhören, und es ist wtrlich sonderbar, daß während dieser Krankheit die meisten Kranken jünger aussehen, als sie sind, und ihre Augen sind dadurch sehr sonderbar, daß sie hell sind, und doch viele Traurigkeit verrathen.

So schrecklich diese Krankheit am Ende ist, so leicht und so wenig fürchterlich scheint sie am Anfange; daher sucht der an alle Gefahren des Lebens gewohnte Bergmann sorgenlos im ersten, oft auch im zweyten Zeitpunkte selten Hülfe, die er aber im dritten, erst nach langem und standhaftem Arzneygenuss kümmerlich findet.

Diese Krankheit nimmt oft die Rüffenseite einer andern an, quält also den Arzt so lange, bis er den Trug merkt; sie macht nicht selten einen Uebergang in den Bergdampf (asthma montanum) und endet zuweilen mit der Bergsucht (Phthisis montana) gewöhnlich aber, mit der Wassersucht.

Selit diesen sieben Jahren starben vier und neunzig Personen, welche an dieser Krankheit leidten, aber wegen den Vorurtheilen des Volkes, konnten nur zehn Leichname gefuetet werden.

Bey einem Schachtmanne, der lange an dieser Krankheit leidte, während verselben heurathete, und zween Tage hernach starb, waren alle Eingeweide gesund, nur das Milz war widernatürliche aufgetrieben und brandig. An der Luftröhre und in der rechten Lunge, waren verschiedene lassige Geswächse, davon das grösste gegen ein Loth wog.

Bey einem andern, traf man ebenfalls bey der natürlichen Gestalt aller Eingeweiden zwei fremde klebrige Körper an, welche so aussahen, wie ein Gemische von Butter und feinem Sande ausschien mag, und bräunlich waren, davon das grösste einer kleinen Musse gleich, und eines in der linken Herzammer, das andere aber in dem Luftröhrenaste der linken Lunge, fest saß. Bey

Beyden wurde eine mehr als gewöhnliche Menge Wasser in dem Herzbeutel gefunden, welches ich auch noch bey vier andern fand, und das man ebenfalls bey elzigen beobachtet haben will, die vor meiner Heilkunst gesund wurden.

Nach bey einem zweyten, dessen Krankheit sich mit einer allgemeinen Wassersucht endete, wurde in der linken Herzammer ein halb Zoll langes, an einer Säule anklebendes bräunliches Gewächse gefunden, das jenem bey der vorhln angeführten Desnung ähnlich war.

Ein dreissigjähriger Hader von schdnem Körperwuchs und guter Aufführung, war durch zwey Jahre im zweyten Grade cachetisch. Vötzlich kam er in der Grube Zuckungen, und verblich schnell. Bey der Desnung fand man an der Oberfläche des Körpers mehrere Stellen mit Blute unterloffen, auch hin und wieder blutige Risse, welches beydes vermutlich von dem Falle, als der Mann gäh niedersürzte, herrührte. Au der linken Nippengegend waren einige gelbbraune Flecken, die den sogenannten Leberflecken ähnlich sahen. Der Herzbeutel war stark aufgeschwollen von ungefähr acht Unzen, theils gestockten, theils flüssigen Blute, das sich in dieser Höhle sammelte, und aus einem sichtbaren Risse der Aorta herkam.

Kam, der innerhalb des Herzbeutels in jener Gegend geschah, wo sich die Vorta in den Wogen zu neigen anfängt; die untere Lippe der Wunde war knorplich. Das Herz war mit vielem Fette umgeben, und hatte in der rechten Kammer zwey, einen Zoll lange fleischige Gewächse von irregulärer Figur, die mit den Säulen der Herzkammer nur schwach vereinigt waren, und die linke Vor-Kammer war etwas mehr, als gewöhnlich ausgedehnt. Die Lungen-Schlagader war in der Gegend, wo sie sich in die rechte und linke theilet fast knochen, und konnte mit dem schärfsten Scalpel nicht durchschnitten werden, auch ihre beyden Neste waren an mancher Stelle knorplich. Die Leber traf man in einer außerordentlichen Grösse an, und ihre Substanz mehr als gewöhnlich körnig. Das Milz war sehr klein, zusammengezogen. Die Gekrösedrüsen, besonders jene der dritten Reihe waren stark angeschoppt, aber noch nicht verhärtet.

In dem Leichname eines Arbeiters, der, nachdem er ein Wechselseiter durch neun Monate vernachlässigt hatte ohne ärztliche Hülfe zu suchen, cachetisch wurde, und ohne Arzneien starb, fand man, nachdem die allgemeine Bedeckungen abgeldet waren, das Fett sehr fest, gelb, die Fasern des Fleisches und der Eingeweide aber schlapp.

Die Lunge hatte auf der Oberfläche mehrere schwarze Flecken, auf der untern Fläche war sie bleich; ihr linker Flügel war unten gesauft, beyde aber schwimmen im Wasser, und aus thnen floss nach etwigen Einschnitten eine stinkende Fauche. Das Herz war bleich, schlapp; die Leber gross, jauchig; das Milz hart, von einer besondera Grösse, und in den Gekröndrüsen, fand man kleine harte Knoten;

Unter den übrigen Leichendnungen zeichnete sich außer zweyen, die ich weiter unten beschreiben werde, keine besonders aus. Wey einer von ihnen zeigte sich die innere Substanz der Lunge an manchem Orte gesauft, Wey dieser und einer andern Destruction, bey welcher ebenfalls der Herzbeutel Wasser enthielt, war zugleich eine beträchtliche Wassermenge in der Brusthöhle.

Ich glaube nicht, daß sich aus den beschriebenen Leichendnungen ein genauer Schluß auf die Natur der Krankheit folgern läßt; Aber merkwürdig sind sie doch gewiß, eben so sehr, wie ein Bube aus dem Waschwerle war, welcher durch zwoy Jahre die obenbeschriebene Krankheit hatte, und ohne gehörig Arzney gebraucht zu haben, starb.

Wor der Herzgrube auf, ließen drey Blutader-
äste, welche mehr als gewöhnlich blau und auf-
geschwollen waren. Der mittlere Ast stieg grade
bis an den Nabel herab, der rechte verlohr sich
auf der Hälfte des Bauches, der linke aber lief
schlangenförmig über die Oberbauchgegend, den
äußeren Quermuskel, gegen die Unterbauchgegend,
und verlohr sich unter dem Darmbeine, in den
Schenkel ebenderselben Seite. Der Knabe klagte
über unausstehliche Mengstigkeiten, ein schmerhaftes
Spannen des Bauches, und Nebelheiten, die
bis zu Ohnmachten anwachsen. Ein gauzen, schies-
nen die Zufälle der beschriebenen Krankheit die
Oberhand zu haben. Ich betrachtete die merkwür-
dige Bauchzeichnung als ein besonderes Spiel der
Natur, und verschrieb dem Jungen das, was ich
in jener Krankheit zu verschreiben pflege, nachdem
ich vorher, durch einige Tage gelind abführende
Mittel gegeben hatte. Nach einigen Wochen fühl-
te der Kranke das Herzklöpfen, und die gewöhn-
liche Schmerzen an den Füßen gelindert; die
Erhabenheit der freuden Albern war geringer, und
der spannende Schmerz vermindert. Er glaubte
sich nahe an der Gesundheit, und unterließ daher
einen weiteren Gebrauch der Arzneyen, starb aber
nach einem Vierteljahrre, ohne daß ich von sei-
ner letzten Krankheit etwas wußte, ich hatte also
keine Gelegenheit, die Leiche dieses merkwürdigen
Kranken zu dsen.

Allerdings ist die beschriebene Krankheit keines ganz neuen Erscheinung für die Bergknappen. Aber! in Rücksicht der Modifikationen von Zufällen, in Rücksicht ihrer starken Verbreitung und Allgemeinheit, beobachtete ich weder im Siebenbürgen, noch in dem Temescher Banate je etwas Ähnliches. Auch in einem Thelle der überhundertischen Bergwerken — die ich zu bereisen Gelegenheit hatte — traf ich dieses nicht an. Selbst in den hier benachbarten Bergstädten sieht man diese Krankheit nicht; und kein Bergarzt, weder Agricola, Henkel, und Scheffler, noch Lentini, Ramazzini, und sein vortrefflicher deutschen Kommentator machen eine Erwähnung davon, daß sie irgendwo in einem Bergorte, so äußerst zahlreich sey. Sie ist also für Schemnitz ein endemisches Uebel, und wenigstens ihrer besondern Erscheinungen und schrecklichen Frequenz wegen neu, ungesichtet sie ihrer Natur nach, schon Boerhave herrlich beschrieben hat.

Das, was dieser große Mann im 1170ten Paragraph seiner Aphorismen von der Gachere schreibt, stimmt wenigstens in der Hauptsache mit dem übereins, was ich von den Zufällen meiner Kranken aufführte, und diese Unheillichkeit, nebst der hier so starken Verbreitung, bewog mich jene Krankheit Berggacherie zu nennen, obwohl man sie mit allein Rechte, die Gleichsicht der Männer,

oder

aber wenigstens die endemische Krankheit von Chemnitz beweisen könnte, gleichwie sie wirklich das gemeine Volk, die Siglischberger-Krankheit nennt, weil man sie auf dem Dorfe Siglischberg nahe bey Chemnitz, wo ebenfalls eine Grube ist, und viele Bergleute wohnen, am ersten beobachtet haben will. Wirklich zählte diese Grube anfanglich die meisten Cachektiker; es ist sogar in derselben in einer sechs und achzig Pfundstrichen-Länge auf dem sechsten Laufe ein Ort, auf welchem die Arbeiter nach ein paar Wochen schon bleichsüchtig und kranklich werden; aber nun zählt doch der Sigismundschacht die meisten, und auch in den Gruben des Wind, Maximiliani und Christina-Schachtes, und auf dem Klinger und Pacherstöbn hat sich diese Krankheit schon unglaublich stark verbreitet.

Der um die medizinische Literatur verdienstvolle Alckermann sagt: „es ist kein Wunder, daß sich die cachektische Krankheiten bey Arbeitern in Bergwerken sehr häufig darstellen, da alle Umstände, unter denen ein Arbeiter in Bergwerken arbeitet, die er größtentheils nicht vermeiden kann, und alle mit seiner Arbeit verbundene übrige uns günstige Einflüsse, sich so zu sagen darauf einschränken, daß sie der Erzeugung von Krankheiten dieser Art, vorzüglich günstig sind.“

Warum aber die von mir beobachtete Cachexie nur in Schemnitz, und zwar nur erst seit fünfzehn Jahren so häufig ist? — wenn es doch richtig ist, daß sie nicht schon früher hier zu Hause war — Warum sie nur die Bergarbeiter bey den L. L. Gruben, und da wiederum nur die eigentlichen Grubenarbeiter befällt? dies muß doch wahrhaftig eine eigene, und zwar eine Lokal-Ursache haben!

Die gewöhnlichen Ursachen lachekitischer Krankheiten sind gewöhnlich:

I. Schlechte, harte, schwer zu verdauende Speisen. — Und hier besteht die ganze, oder wenigstens gewöhnlichste Nahrung des Hauers aus Hülsenfrüchten, Käse, und geräuchertem Fleische. Alles, was der Hauer genießt, muss in Fette schwimmen, und die tägliche Erfrischung ist, Speck.

Wahr ist es, daß auch die schädlichsten Speisen durch die Gewohnheit weniger schädlich werden; aber wenn diese von schwachen, kraftlosen Körpern, wie viele unserer Knappen sind, genossen werden; wenn der arme Mann, bey der ungesündesten Arbeit keine andere Nahrung hat, dann müssen seine Gäste cacoehymisch, und er cacoehatisch werden; Wenn auch während einer sol-

nen Krankheit alle die in gesunden Tagen gewöhnliche Speisen genossen werden, und er oft auch wegen deren Mangel; oder einem in Krankheitsfällen sehr dürftigem Lohnie, noch mit schlechteren sich begnügen muß, dann ist es nur zu gewiß, was der unsterbliche van Swietent sagt: „dass man unter solchen Rücksichten nichts bey cachectischen Krankheiten ausrichten könne“ welches hier leider kein seltener Fall ist.

2. Geistige Getränke. — Und nirgends ist deren Missbrauch vielleicht so allgemein, als hier. Nebst dem Braudwein trinkt der hiesige Bergmann täglich übermäßig Wein, den er nicht nach seiner Güte, sondern nur nach der Menge beurtheilt, und der Hang zum Saufen ist unter diesem Volke schrecklich arg. Daher sieht unsere Cachexie jener der Süßlinge so ähnlich, und daher ist es auch wahrscheinlich, dass in den Körpern unserer Knappen ein saurer Stoff ihre Säfte verdirt, und ihr Geblüt für Generationen cacothenisch macht.

3. Häufige Ausleerungen der natürlichen Feuchtigkeit. — Und der hiesige Bergmann hat es sich schon zur Gewohnheit gemacht, oft im Jahre Purgier, und Brechmittel zu nehmen, die ihm um desto willkommener sind, je heftiger sie wirken. Es ist bey ihm ein unsäglicher

änderliches Gesetz, sich jährlich wenigstens zweymal eine Ulcer zu führen, und einmal in einem benachbarten Gesundheitsbade schröpfen zu lassen, bey welcher Operation, wenigstens zwanzig bis dreißig blutige Schröpfabpüse aufgesetzt werden müssen; auch ist es ein seltenes Beispiel, wenn ein Knappe bis über das zwanzigste Jahr unverheirathet bleibt, und das durch Müssiggang geführte wollüstige Temperament der Bergweiber sorgt dafür, daß auch diese Art der Ausleerung, häufig erfolge.

4. Vernachlässigung bey hizigen, vorzüglich aber bey Brustkrankheiten. — Und hier läßt sich selten bey Krankheitsfällen der frakte Arbeiter ganz ausheihlen. Entweder zwingt ihn die Armut noch bey der Gegenwart seiner Krankheit, oder gleich nach erfolgter Genesung, ohne die Kräften hinlänglich erholt zu haben, zur Fortsetzung der schädlichen Bergarbeit, oder er weigert sich aus Vorurtheil oder Dummheit vor aller vernünftigen Hülfe. Verschreiben läßt er sich wohl Arztneven, auch diese aus der Apotheke bringen, selten genießt er sie aber ordentlich oder hinlänglich, selten wiederholt er sie, und beynaher nie, verhält er sich dagey gehdrig.

5. Angebohrne Kränlichkeit. — Und hier, wo der Knappe geröhnlich von Eltern geszeugt wird, die gleich mehreren ihrer Ahnen unter

ter dem Gocce entkräftender Arbeiten, und auf der Bühne diakretischer Ausschweißungen fastlos geworden sind, hier findet die Vermuthung wohl statt, daß die körperliche Stärke unserer Knappen ausgeartet, und eine sehr unsähige Werkstatt für gesunde Gäste seyn müsse.

Nebst diesen allgemeinen, schon alleinzureichenden Ursachen zur Cachexie ist der Grubenarbeiter überhaupt noch vielen andern ausgesetzt, und zwar :

6. Allen den verschiedenen Modifikationen und schnellen Abwechslungen der Luft, in und außerhalb den Gruben, nebst der Feuchtigkeit und Mäße in denselben, welche Einflüsse die körperlichen Theile, die sie berühren, bald schlapp und zur nothigen Ausdünnung unsäglich, und die ganze menschliche Maschine störfüchtig, und dies um so leichter machen, da zu diesen Verwüstungen der Grund schon in den elenden Häusern gelegt wird, welche die Bergleute bewohnen, die meistens auf den abhangenden Theilen der Berge liegen, und daher sehr feucht sind.

7. Dem Staube, welcher sich während der Arbeit von dem Gesteine losläßt, in den Stollen und Schachten sich verbreitet, und indem er durch die Desruungen des Leibes eindringt, in dese-

selben Thailein den Grund zu den unaufhörlischen Verstopfungen legt.

8. Den mancherley widernatürlichen Lagen des Körpers, welche der Arbeiter täglich durch mehrere Stunden anhaltend nehmen muß, durch welche die edelsten Theile gedrückt, die abthige Ausdeuerungen gehindert, und die Gäste auf einem Orte zu stark angehäuft werden. Endlich schadet:

9. Die zu frühe Anstrengung zur Arbeit: denn der Grubenarbeiter wird gewißlich schon von seinem achten Jahre an, bey den Bergarbeiten angehalten, und bereitet also schon sehr frühzeitig seinen Körper zur Kranklichkeit.

Noch mehr Ursachen anzuführen, welche den Bergmann bey seiner Arbeit krank machen können, dürste für ist überflüssig seyn. Vielleicht ergibt sich noch einmal eine andere Gelegenheit hiezu. Gegenwärtig aber glaube ich schon genug Ursachen angezeigt zu haben, welche die beschriebene Cachezie, und wenn es möglich wäre, eine noch ärgerre Krankheit hervorzubringen fähig sind. — Da aber alle Bergleute der ganzen Welt den letzteren Ursachen ausgesetzt sind, jedoch so viel aus mündlichen und schriftlichen Nachrichten erhellet, diese Krankheit nirgends so häufig herrscht, als hier, da
dienen

den ersten Ursachen zum Theil auch die Weisheit der Knappen blos gestellt sind, diese jedoch eben so wenig, als die hiesige gewerkschaftliche Haute des selben unterliegen, so dürfte die Vermuthung nicht unbillig seyn, daß eine Lokalursache in den f. f. Gruben fürhalten müsse.

Vorzüglich um diese aufzufinden, hielt ich mit drey hiesigen Aerzten — darunter auch mein Vorfahrer im Dienste war, der zwey und dreysig Jahr hier diente — eine Berathschlagung. Die Herren waren mit meiner Behandlungsart der Gaschekker zufrieden; Ueber die eigentliche erweckende Ursache unserer eindemischen Krankheit, blieben sie mit mir zweifelhaft. Ich vermutete lange, daß die wahrscheinlichste erweckende Ursache vielleicht in den Grubenwässern liegen dürfte, welche hin und wider in den Gruben vorfindig sind, und von welchen die Grubenarbeiter nicht selten gesetzwidrig trinken. Man gebraucht hier zwar, weil man oft geschehenen Uebeln vorbeugen will, die Vorsicht, den Arbeitern während ihren Schichten, gutes Wasser vom Tage durch eigens hiezu bestimmte Wuben, zutragen zu lassen; aber trotz dieser menschenfreundlichen Gorgfalt trinken doch viele, vielleicht blos darum, weil es verboten ist, oder wenn sie die Unkunst des Wassersaugens nicht erwarten können, von den Grubenwässern. Schon einige sah ich nur aus dieser Ursachegründ

Franken, und ein paarmal belam ich Arbeiter an der Gacherie zu heilen, die gleich, nachdem sie von einem solchen Wasser getrunken hatten, zu sterben anfiengen.

Des alten Plinius Ausspruch „die Wässer nehmen die Bestandtheile der Erde, durch welche sie flissen, an;“ vermehrte meine Vermuthung, und da die meisten unserer Erze bleyisch sind, so befürchtete ich beynahe, das Bley möge keinen kleinen Anteil an der körperlichen Verwüstung unserer Bergknappen haben, obwohl mir von ihnen noch keiner mit der Bleyleukolie auffliest. Ich untersuchte daher von vier und dreißig Grubewässern jedes mit vier und zwanzig der besten ge- genwärtenden chymischen Mitteln. Drey und zwanzig von ihnen schienen zu enthalten, erdige Theile, Kalsch, Schwefel und Bitriolsäure; drey, wenige erdige Theile, Kalsch, Lust und Bitriolsäure; zwey, wenige erdige Theile, Kalsch, Schwefel und Lustsäure; eines: wenige erdige Theile, Kalsch und Lustsäure; ein zweytes: wenige erdige Theile, Kalsch, Lustsäure und vielleicht Salzsäure; ein drittes: Lustsäure, Kalsch, und Bitriol. Drey von allen waren beynahe auf alle Reagenzen unfühlbar, folglich sehr rein; und fünf ließen schnell von sich selbst vielen Bodensatz fallen, waren daher die unreinsten. Ich hoffe die Gelegenheit alle diese Wässer auch noch einmal durch

durch die grösseren Wasserversuche mit der Destillation und dem Abrauchen, zur genauen Bestimmung ihres Werthes prüfen zu können; aber schon zweifle ich, in ihnen die Ursache unserer Eacherie aufzufinden, wenigstens verriethen die gegenwärtige Mittel nicht nur kein Bley, sondern auch kein anderes Metall, und die Bestandtheile, welche die Probe mit Reagenzen entdeckte, sind sehr wenig von jenen unserer hiesigen Trinkwässern überhaupt verschieden. Alles, was sowohl die mir angezeigten trinkbaren Grubenwässer, und auch diejenigen, welche vom Tage zugetragen werden, schaden können, schränkt sich vielleicht bloss darauf ein, daß die Grubenleute das Wasser gähntrinken, wenn sie von der Arbeit stark erhöht sind, und da dieses meistens schon gegen das Ende ihrer Arbeitsschicht geschieht, weil der Wasserbube kaum fertig wird von einem Orte zu den andern zu kommen, und sie nach dem Trunk selten so lang oder aufhaltend arbeiten, als es vor demselben geschieht, so ist eine gefährliche Stockung der erhitzen Gästen leicht möglich.

Mehr noch als das Wasser war mir anfanglich die Grubenluft verdächtig; denn da unsere Gruben sehr tief sind, folglich die Luft auf manchem Arbeitsorte sehr sparsam oder unausstehlich kalt oder heiß ist, da auch die äusserste Sorgfalt mit den Wetterzügen nicht auf jede Belegung ei-

ne reine, gesunde atmosphärische Luft hinzubringen kann, so schien es mir auch unverhütllich, daß die Luft nicht an manchem Grubenorte verdorben, entzündbar, giftig werden sollte. Ich habe oft gewünschen, die Grubenluft mit Eudiometern zu prüfen, aber trotz oftmaligen Bestellungen konnte ich weder solche, noch zu solchen Luftversuchen taugliche Barometer erhalten; nur die Luftwärme konnte ich mit sehr guten Thermometer prüfen. Wey der mir anbefohlenen Erfahrung sämtlicher hiesigen L. F. Hauptgruben fand ich die Luft aller Orten wärmer, als über Tages, und da außer der Grube der Thermometerstand nach Meauiner am niedrigsten vier Grade unter dem Eispunkte, der höchste sechs Grade über dem Zerst, der mittere aber ein und ein halber Grad über demselben war, befand sich das Quecksilber eines gleichstimmigen Wärmemessers am niedrigsten vierzehn, am höchsten ein und dreißig, und im mittleren Stande 14 bis 16 Grade über dem Eispunkte.

Eine besondere Bemerkung fiel mir bei diesen Versuchen auf, daß nämlich, auf dem harschesten Orte — welches auf dem neunzehnten Lauf des Pacherstolns in einer neunzehnlastrigen Teufe Mittagsseits ist, und das um ein und dreißig Grad mehr Wärme zeigte, als über Tages war —

sich

sich die dort arbeitende Cachetlär am erträglichsten befinden.

Ob die Eudiometer - Versuche jemals meine physische Neugierde befriedigen werden, weil ich vorhinein weder bejahen, noch verneinen. Da vor einigen Jahren der hoffnungsvolle Sohn meines sehr ehrwürdigen einstmaligen Lehrers von St. Quint unsere hiesigen Gebirge besuchte, machte er auf mein Wissen mit einem vom Herrn Archiater Zingenhöfz verbesserten saxonischen Eudiometer (den er mit sich hatte) in einem Grubenorte, auf welchem das Licht kaum brannte, und das Athemholen uns sehr beschwerlich war, Versuche, und fand die Luft um drey Grade schlechter, als die atmosphärische. Vielleicht zeigen fernere und mehrere Versuche einen grösseren Grad der Luftverderbniss, die aber schwerlich sehr arg seyn wird, da bey uns sogar die in andern Bergorten häufigre Schwaden äusserst selten sind, und da es nach den Kritischemen Versuchen beynahe mathematisch gewiss ist, daß die Luft in den Bergwerken nicht sehr, von der äusseren Luft unterschieden ist.

Nach allen dem, von den Ursachen der hiesigen Cacherie gesagtem scheint es, daß also hier eine besondere noch unbekannte Lokal-Ursache für wästen müsse, welches abermals ein Beweis ist, daß uns nicht nur bey neuen, sondern auch bey

bekannten Kraunkülden ihre eigentliche Ursachen oft lange unbekannt bleiben, und deswegen viele Krankheiten heilen können, ohne ihre wahre Ursach zu wissen, die aber dennoch zuweilen, nach langen vergeblichen Forschen entdeckt wird. Oft sehen wir eine Ursach ohne sie zu fühlen, aber selten können wir fehlen, wenn man bey der unbekannten wahren erweckenden Ursache sich an die bekannte, gewöhnliche Hauptursachen hält.

Die Hauptursache unserer Cachexie ist gewiß dieseljenige aller Cachexien, nämlich: eine fehlerhafte Nahrung der festen Thelle, und die davon aus zertrennliche, schlerhafte Mischung der Gäste. Die Gelegenhets- und vorbereitende Ursachen sind wahrscheinlich unter den vorhän. angeführten enthalten, und die Bemerkungen, daß diese Krankheit ehe nicht, wenigstens nicht so häufig hier war; daß sie nur die f. f. Grubenarbeiter befällt, und daß sie in keinem andern Bergorte so häufig ist, die lassen sich (wenn ich nicht irre) dadurch erklären: — In keinem andern Bergorte ist der Genuss des Meines so häufig, wie hier; in den meisten trinkt der Bergmann Bier; Ehe war auch hier der gegohrne Gerstentrank beliebter als ißt (weil er besser war) und hätte der hiesige Grubenmann auch von jeher den geistigen Nebensaft so unmaßig getrunken wie ißt, so wäre er doch weniger schädlich gewesen, als dermalen, weil ehe

bey wohlfeilern Lebensmitteln, folglich besseren Löhnen, der Hauer, bevor er die Grube besucht, ein ausgiebiges warmes Frühstück nehmen, und wenn er von der Arbeit nach Hause kam, eine nahrhafte Mahlzeit genießen konnte. Nun aber, bey der seit mehreren Jahren stets angewachsenen Theurung der Lebensmitteln, bey den daher unzulänglichen Löhnen; nun geht der Mann mit leerem Magen zu seiner mühesamen Arbeit, kommt ermüdet zurück, hat da nichts als Käse, oder Mehlsleister, oder eine magere Wassersuppe, und kehrt so wiederum am andern Tage zu seiner Athletenarbeit zurück. Er fühlt es, und muß es fühlen, daß ihm bey dem fehlerhaften Verhältnisse seiner Nahrung zur Arbeit, die Kräften mangeln, und glaubt sie bey dem Weinkrug zu finden, auf den er die nach erkausten Brodfrüchten noch übriggebliebene Groschen verwendet. Auf diese Art muß sich durch den Wein, und durch die zur Säure geneigten Mehlspeisen, in den Gärmen ein saurer Stoff um so leichter erzeugen, da die Fleischspeisen bey den Knappen nun ein seltner Leckerbissen sind, an die er doch vorhin in diesem sonst so gesegnetem Lande gewohnt war. Ein solcher saurer Stoff aber macht die Güste geschrinnen, scharf, zieht die sickeren Gefäße zusammen, macht diese unsäbig, auf die durch sie fließende Feuchtigkeit zu wirken, und jene ungeschickt, sich durch die verengerten Kanäle zu verhellen. Das

her alle Mängel der Verdauung, daher keine gesündige Assimilation des Nahrungsaftes, daher Hemmungen und Anschoppungen in allen Ecken und Enden, daher vertrocknen die Solida wie eine unbegossne Pflanze, und werden die Fluida zu einer Mistlache, und daher die Körper so ähnlich einem Cadaver, das schon einige Wochen im Grabe gelegen ist; Alles dieses aber um so gewisser, da die oben angeführte Ursachen kräftig mitwirken, und da vorzüglich die Zeugung unserer Knappen schon verdächtig ist.

Der gesunde fastvolle Vater zeugt einen rüstigen Jungen, der so wie er wird, wenn die Nahrungsmittel nicht fehlen, und die Armut ihn nicht noch vor den Zünglingsjahren, mit entkräftenden Arbeiten belastet. Wenn er aber von Eltern gezeugt wird, die gleich mehreren ihrer Voreltern auf der Galeere des Elends, und slavische Arbeitung fastlos geworden sind, so ist es unmöglich, daß er eben so stark werde, als sein Vorgroßvater war; Er artet aus, und wird eben so der Welt schwache Bürger geben, als ein an dem Pfuge ausgedorrtes Ross unmöglich so rasche Füßen werzen kann, wie ein vor der Stadt kutschetrabendes Pferd.

Dass die Weiber und Töchter des hiesigen Bergmannes unter eben den Rücksichten geboren, und

und bey der nämlichen Nahrung erzogen; nichts von der Endemie leiden, streitet nicht wider meine Meinung. Sie entkräften sich nicht durch die ungesundesten gefahrvollestesten Arbeiten; sie durchwühlen nicht täglich acht und mehr Stunden die tiefen Höhlen der Gebirge; und daß unsre Schlämmer, Waschwerker, Hüttenleute und der gewerkschaftliche Bergmann äusserst selten, oder beynabe gar nicht hier fachlich werden, geschieht, weil erstere unter Gottes lieben Zagslicht, ihre beweilen nicht so harte Arbeiten herrichten, und der letztere keine so tiefe Schächte zu befahren hat, indem auf die Mächtiger in der Tiefe unserer Berge, nur der k. k. Bergbau ein ausschliessendes Recht hat.

Müsste den angezeigten Ursachen könnte ich noch vielerley anführen, wenn ich Hypothesen auffischen wollte. Ich begnüge mich mit dem Wahrscheinlichsten. Erre ich, so wird doch der Irrthum meinen Kranken nicht schädlich seyn. Vielleicht lassen sich wohl auch, nicht hypothetische Ursachen angeben, aber was hälfe es, wenn sie nicht solche wären, welche sich wegraumen lassen, ohne den Bergbau zu hemmen, ohne ihm zu schaden, oder wenn deren auch thunliche Beseitigung nichts zur bessern Heilung, und nicht alles zur Bekämpfung dieser Krankheit beyträgt, die eine eben

so langsame Heilung fordert, als sie selbst langwierig ist.

Alle Aerzte sind über die Langwierigkeit charakterischer Krankheiten einstimmig, und Aretaus sagte schon, daß die Cachexie eine äusserst langwierige, und kaum heilbare Krankheit sey. Seit sieben Jahren hab ich diesen Ausspruch an mehr als ein tausend, ein hundert, neun und zwanzig Bergknappen ganz realisiert gefunden. Ich sah dieses Uebel in seiner ganzen schrecklichen Natur; ich fand es nur durch die äusserste Standhaftigkeit bezwingbar; und ich sah es mit so vielen unendlich kleinen Veränderungen, daß ich vielleicht noch einmal im Stande seyn werde, mit dem medizinischen Publikum über Cachexien überhaupt zu sprechen, welches dann in Lattens Sprache geschehen soll.

Bereits oben hab ich es gesagt, daß mir diese Krankheit bey meiner Ankunft in Schemnitz ihrer Natur nach zwar bekannt, aber ihrer erstaunlichen Verbreitung und Allgemeinheit wegen, ganz neu war. Aber! da ich hörte, daß man diese Krankheit unter dem unmedizinischen Vorwand für unheilbar hielt, daß den Kranken das Herz in Leibe faule; da es meine Pflicht ist, auf die Gesundheit des niederhungarischen Bergvolkes zu wachen, und da der E. F. Bergmann in Krankheits-

Heiltsäßen die ärztliche Hülfe und den Genuss der Arzneien unentgeltlich hat; so fasste ich den billigen Entschluß, alle mögliche Heilungsversuche zu wagen.

So häufig diese Krankheit hier auch vorkommt, so hatte ich doch im Anfange nie Gelegenheit, sie in ihren ersten Zeitpunkten zu sehen, und auch ist noch, kommt selten der Arbeiter gleich bey den ersten Spuren des Uebels um Hülfe. Gewöhnlich erst dann, wenn die Farbe der Haut ganz bleich, wenn diese schon aufgedunsen und das Herzschlagen heftig ist, bekomme ich meine Nachtilde zu sehen.

Ihre leucophlegmatische Gestalten reichten mich, die Hellung mit verdünnenden, gelind auflösenden Mitteln auszusangen, und schwelstreihende Sachen zu versuchen. Ich verschrieb mittelsalzige, und salpetrige Mixsturen, ließ meine Kranken häufig Aufgüsse von Gliederblumen, Ehrenpreisstrauch, und Ptisanen von Gras- und Klettenwurzeln trinken. Auch stärker harntreibende Mittel wendete ich an, und als ein solches zeichnete sich vortheilhaft die fire Lust: nach Hullmischer Art: aus. Da erstere gar nichts, letztere aber nur wenig halfen, und ich Verstopfungen in den Eingeweiden vermutete, nahm ich zu gelindpurgierenden Mitteln meine Zuflucht, aber hiervon wurden die Kranken merklich geschwächt.

Bitter

Bittere Arzneien halfen nichts, auch meine liebe Aluica verließ mich. Die wenigsten Kranken wollten sich zu diesen Kurarten bereden lassen, weil sie (ihrem Vor geben nach) ohnehin schon allerley fruchtlos gebraucht hatten, und sie forderten schlechterdings ein Specifitum.

Nur solche Aerzte, deren Schicksal es ist, auf die Gesundheit roher Menschen zu wachen, die noch dazu durch wohlthätige, obgleich billige Hülfe verwöhnt, und gewohnt sind diese (weil ohne Spitalsansicht jede öffentliche Gesundheitspflege tumultuarisch ist) zu missbranchen — Nur solche Aerzte können sich einen Begriff davon machen, wie oft der bestellte Aerzt, den Launen seines Volkes nachgeben muß.

Auch meine Knappen haben ihre manngsärtige Launen, und eine solche war ihr Begehr; ich sollte ihnen diejenige Arzney verschreiben, welche ihnen ein Badarzt, der sie zu schröpfen pflegte, anrieth, und die aus der Wintersruhe und Zittrwurzel bestand, welche sie mit Wein aufgeschlossen sollten,

Ich wünschte, das alle Volkslaunen so glücklich seyn möchten, als diese war, denn der Rath des Badarztes war wirklich verblüftig, weil die empfohlenen Species bey wässerlichen Krankhei-
ten,

ten, und verstopften Eingewinden sehr dienlich sind; daher erfüllte ich auch den geäußerten Wunsch

Späterhin setzte ich der genannten Arzney die peruvianische Linde bey, um von Ihnen in cachektischen Krankheiten, den berühmtesten neuen Aerzten, besonders einem Forthergill und Sloane bewiesenen Heilkräften, und geleisteten guten Diensten, noch mehr Wirkung zu erhalten, und da auch diese unzulänglich schien, nahm ich Eisenfell zu Hülfe.

Die Hartlebigkeit der Kranken war auf diese Arzney noch stärker als vorhin, darum setzte ich Ihr Rhabarbar zu, welche mir vor allen purgierenden Dingen in diesem Falle den Vorzug zu verschauen schien, weil sie nebst ihrer purgierenden, auch eine balsamische, stärkende Kraft hat.

Diese also zusammengesetzte Arzney mit Wein ausgegossen, wendete ich bey allen meinen Bergcachektilern an. Ich wollte standhaft ihre Wirkung abwarten, und viele Kranken waren standhaft bey dem Genusse derselben, vielleicht blos darum, weil sie eine Arzney mit Wein hatten. Aber ich sandt nachdem ich fast durch zwey Jahre diese Medizin verschrieb, bey weitem die gehoerige Wirkung nicht. Nur einige wenige genasen, die meisten fanden ihre kräutliche Umstände unverändert.

verändert, und ich bemerkte sehr viele, welche zwar mit der Cachexie siechten, aber durch dieses Mittel nicht angelockt wurden, Hülfe zu suchen.

Ich konnte nicht begreifen, warum diese Arzney meinen hiesigen Kranken so wenig nütze, da sie doch von den meisten Aerzten in ähnlichen Fällen mit Vortheil gebraucht wird, und da sie auch mir sonst schon diente. Endlich fiel es mir auf, ob diese Arzney in meinem Falle, nicht eben ohne Wein wirksamer seyn dürfte? weil meine Kranken schon von der Wiege an, zu sehr an die liebe Noahspflanze gewöhnt sind, und ohne Zweifel derselben häufiger Missbrauch, eine von den vorzüglichsten Mitursachen zur Cachexie seyle mag. Nun entschloß ich mich Katwergen zu versuchen, und versprach mir — weil diese die beliebteste Arzneyformeln meiner slowatischen Bergknappen sind — wenigstens keinen seltneren Zutritt, als vorholt.

Schon mein Vorfahrer im Dienste pflegte zuweilen in dieser Krankheit die Katwergensbrüne zu wählen, und folgendes zu verschreiben:

Rp. Electuar. antiscorb.	Dispensat.
— febrilis	Viennens.
— Chalibeati. aa 3j.	
— Diatefs. 3vj.	

— Valerianae

— Aronis aa 3j.

Rhabarbari veri 3j.

Arcan. aplic. martial. 3j.

Syrup. Menth. q. s. ut f. elect.

D. sig. Zags 2 mal zu 3 Coffee. Kof-
sel voll zu nehmen.

Nus Vorliebe zur einsachen und wohlfeilen
Arzneymittel = Lehre, wählte ich folgendes:

Rp. Pulv. limaturaæ ferri

— Corticis peruviani

— Cascarillæ

— Rhei aa 3j.

Mellis Rosar. 3iv. m. f. elect.

Die Ursachen, warum ich zur Heilung dieser Krankheit Eisen, China, und Rhabarbar nahm, habe ich zum Theil oben angeführt, und der Cascarilla geb ich vor der Wintergrinde den Vorzug. Über das Honig wählte ich nicht nur dem Gaumen zu schmeicheln, sondern seiner besondern Hellkräfte wegen.

Die Natur unserer Krankheit foderte, bevor wider dasselbe stärkende Arzneyen gebraucht werden, eine vorbereitende Heilung, damit die allens fals gegenwärtige Schärfe gemildert, und die

verstopften Theile gebsuet werden. Jedoch, meine Kranken weigerten sich auf alle Weise, oder blieben gar weg, wenn ich nicht gleich dasjenige wählte, auf was sie Vertrauen hatten. Der pharmaceutische Wein, welchen ich sie trinken ließ, hatte zwar auch einige auflösende Kräften, die gegenwärtige Schärfe aber mag er ehe vermehrt, als vermindert haben, und daher seine äusserst geringe gute Wirkung. Das Honig hingegen ist allerdings geschickt, mittels seiner verdünnenden saisenartigen Kräften, die zu starke Reizbarkeit der scharfen Ingredienzen zu mildern, und dem obigen Entzwecke zu entsprechen. Nur wählte ich das Rosenhonig darum vor dem gemeinen, weil das erstere durch die Rosen zugleich erquickend und stärkend gemacht wird, und das Verhältniß des Honig, auf die Quantität der Pulver nahm ich an, um eine recht flüssige Latwerge zu haben, weil sie nicht nur die eigentliche Heikräften enthalten, sondern auch zugleich für die schwachen Gedärme der Cachektiler so wenig als möglich, beschwerlich seyn müßte.

Ich glaube von dieser Arznei behaupten zu können, sie sey: verdünnend, saisenartig, auflösend, gelind stärkend; die Dosis davon würde in Rücksicht des Alters, und des Grades der Krankheit bestimmt, und gewöhnlich war die angegebene Quantität auf drey Tage hinlänglich.

So angenehm dem hiesigen Bergvolke auch versüste Arzneien sind, so sehr weigerte es sich doch anfänglich diese Latwerge zu nehmen, weil es durchaus von seiner Weinarzney, nicht ablassen wollte. Als es endlich die leichtere wirklich nicht mehr bekam, und bald bey einigen einen guten Effekt der neuen fand, so war dessen Zulauf uns glänlich stark, und sowohl Herr D. Oberleuthner — ein thätiger Beobachter — der ehemals mein Adjunkt war, als auch mein verhaltiger Gehülfe, Herr D. Zapofsky — ein fleißiger Mann — wiesen alle Cacheküller ihres Bezirkes (die nicht von selbst gleich zu mir kamen) an mich, damit ich diese Krankheit ihrer ganzen Verbreitung nach, beobachten könnte.

Auf diese Art sah ich alle hiesige Cacheküller, konute ihre Krankheit genauer erforschen, leichter überschauen, und zugleich wahrnehmen, wie und mit welchem Erfolge sie ihre Arzneien gebrachten. Viele gebrauchten sie sehr fleißig, aber viele auch selten und unordentlich, und viele mußten damit innehalten, wenn sie mit andern Zwischenkrankheiten besessen wurden.

Die Natur dieser Zwischenkrankheiten war verschieden, und entweder der geherrschten Epidemie und Fahrzeit gleichförmig, oder aber besondere Entzündungskrankheiten. Oft mußte ich um

Ausfange dieser Zwischenkrankheiten, oder während ihrem Verlaufe — so wie manchmal bey der Cacherie selbst — Purgier und Brechnittel anwenden. Auf erstere fielen die Kranken schnell zusammen, die letzteren schienen aber die Brust freyer zu machen.

Im ganzen hatte die Heilung dieser Zwischenkrankheiten auf die gegenwärtig gewesene Cacherie wenig oder gar keinen Einfluss, nur wurde diese immer vermehrt, wenn eine Ader geöffnet werden mußte. Und doch geschah es auch nicht selten, daß sich Cachektiker ohne meinem Rathe, und ohne einer positiven Notwendigkeit (bloß wegen ihrer schädlichen Gewohnheit) zur Ader ließen; aber immer wurden solche elender, und siechten länger als andere. Dieses und das schlechte ausgezogene Blut zeigten mir es deutlich, daß unsere Cacherie nicht die ist, in welcher Ballonius' Alderlässe erlaubt.

Unter denen Krankheiten, welche sich während und außer den Jahrsepidemien am häufigsten mit der Cacherie verbanden, waren heftige Husten und solche Zufälle, die falschen Rüngens entzündungen sehr nahe kamen, häufig. Wider letztere wendete ich die herrliche Hurhamische Spießglastinktur in Fenchelwasser, meistens mit dem besten Erfolge an. Die peripneumonischen Zufälle verschwanden bald, der Auswurf wurde be-

förbert, und es schien mir dann, daß die Stahllatverge hierauf noch besser, als vorhin wirkte.

Ueberhaupt zeigte sich mir von dieser Arzney ein viel besserer Erfolg, als ich selbst anfänglich erwartet hatte. Nicht nur die, welche schon die Species mit Wein fruchtlos gebracht hatten, sondern auch jene, die lange ohne aller Hülfe schwachteten; Viele, welche schon vor mir allerley bey dieser Krankheit ohne glücklicher Wirkung, und andere, welche noch gar nicht medicinirt hatten, stellten sich bey mir zur Heilung freywillig ein. Der Erfolg hievon war, daß viele, die diese Krankheit schon seit mehreren Jahren hatten, ganz genesen; daß viele, welche man schon als unheilbar von der Arbeit entlassen hatte, wieder arbeiteten; daß in Rücksicht der grossen Krankenzahl nur wenige starben; daß fast alle, welche sich ordentlich bey der Heilung verhalten, genesen; daß unter den wirklich Unheilbaren, die meisten, wenigstens bey dem Genusse der Arzney arbeiten können; und daß alle Cachektiker nicht von der Stahllatverge weichen wollen, und diese — wider meinen Willen — als das einzige ihnen heilsame Specificum ansehen.

Dieser ungeheure glückliche Erfolg ist gewiß nur dem standhaften Arzneygenuss der meisten meiner cachettischen Bergmänner zuzuschreiben,

und ihr unverdrossenes Ausharren ist ohne Beispiel. Über diese Unverdrossenheit, und die lange Dauer und Hartnäckigkeit der Krankheit machte auch das Arzneien-Consumo weit höher anwachsen; als es geschehen ist, da man ihnen, wegen der geglaubten Unheilbarkeit, selten etwas verschrieb.

Vorzüglich im Jahr 1786. war der Zusammenfluß der Cachektiker außerordentlich stark, und ihre Zahl belief sich damals auf vierhundert sechs und sechzig Personen, die den Arzneyaufwand zweymal höher steigen machten, als es sonst geschah.

Das Ungewöhnliche der Sache scheint die Behörde bewogen zu haben, zu untersuchen, welchen Nutzen die Kranken von dem grossen Arzneybetrag hatten? Es wurde unter dem Vorsitz eines oberamtslichen Raths eine Commission veranlaßt, und vor diese fünf und siebenzig Männer berufen; von welchen man wußte, daß sie noch am Ende des Fährs in der Heilung waren. Sie wurden um die Dauer ihrer Krankheit, um die Zeit des Arzneygenusses, um die Wirkung davon befragt, und alle äusserten sich in ihren und aller Cachektiker Namen mit den rührendsten Ausdrücken der Dankbarkeit „dass ich ihr Retter sei, daß sie sich nur auf meine Heilmethode besser besannen, viele von ihnen ganz genesen, und die meis-

ßen bis auf einem der Gesundheit sehr nahen Gras
de wären." Ihre einzeln gemachte Aussagen wur-
de von einem der Herren Bergverwaltern wörtlich
ad prothocollum gebracht, und dieses einer
hohen Höfstelle eingeschickt.

Bey der erwähnten Commission — welcher auch
zwey von den Aerzten beywohnten, die schon bey
der gepflogenen medicinischen Consultation zugegen
waren — wurde auch der Antrag gemacht, nach
Zahnlichkeit eine noch besser wirkende, oder we-
nistens wohlfeilere Arzney für die Catherie an-
zurathen.

Wir wurden einig, die Stahlplatte so ab-
zuändern:

Rp. Pulv. limatura ferri 3ij.
— Corticis peruviani
— Rhei aa 3j.
Arcani duplicati 3β.
Roob Eboli 3β.
Mellis depurati 3jβ.

M. D. U.

Auch diese thut mir seitdem gute Dienste, aber
meine Kranken waren lange Zeit damit unzufrie-
den, weil sie weniger angenehm zu nehmen ist,

weil sie langsamer zu wirken scheint, und weil sie bald zum Schneiden hart wird. Ich würde vielleicht in der Folge nicht davon geblieben seyn, wäre ich nicht dazu — vermutlich weil sie (obwohl nur scheinbar) wohlseiler ist — beschiktigt worden.

Nachdem das obenerwähnte Prothokoll bey hoher Behörde eingeloffen war, erhielt ich den Auftrag, unsere endemische Krankheit zu beschreiben. Ich that es, und meine Beschreibung — die den größten Theil dieser Abhandlung enthielt — wurde sammt dem Prothokoll der Idbl. medicinischen Fakultät in Wien, zur Beurtheilung vorgelegt. Ich war so glücklich, Befall und Lob über meine Bemühungen von dieser berühmten Versammlung zu erhalten. Dies war mir Beruhigung und Belohnung, und bestärkte meine geliebte Knappen in dem unumschränkten Vertrauen, daß sie mir schenken.

Zwei Jahre später wurde von einer andern Seite eine Heilungsprobe veranlaßt, die ich in dem kleinen windschachter Krankenhouse an acht Gichtikern mit meiner Heilmethode vornehmen sollte. Freylich wohl hätte sich hierüber einwenden lassen, daß — nachdem so viele hunderte schon Gesessene die gewählte Heilmethode rühmen, und die wirklichen Kranken sich wider jede andere wehren —

ren — eine Probe überflüssig sei; daß die Zahl von Achten auf vierie Hunderte unproportio-
niert sei; daß Cachexien keine von denen Krank-
heiten sind, die sich in einem Krankenhaus gut
heilen lassen, da die wenige Bewegung, welche
die Kranken in Spitalern haben, und die Spira-
tallust der Erzeugung einer Cachexie mehr, als
ihrer Heilung günstig sei. Indessen! die Probe
geschah:

Zur Heilung wurden genommen.

I. B. P. Ein lediger Hässpler, 19 Jahre alt, und seit einem Jahre cachetisch. Er hatte gleich im Anfange einige Gaben der Stabllatwerge genossen, und soll sich darauf gut befunden haben, deswegen er die Fortsetzung der Arzneien unterließ. Nach dreiviertel Jahren melbete er sich abermals mit deutlichen Spuren der Krankheit, nämlich: mit dem besondern Schmerz im Schenkel, der Beschwerde bey dem Bergsteigen, der bleichen Farbe des Gesichtes, und einem be- schwerlichen Herzschlagen. Er erhielt eine Gabe der Stabllatwerge, und vierzehn Tage darauf kam er in das Krankenhaus, worin er sich 59 Tage aufhielt, und dasselbe gut verließ.

II. S. M. Ein sechs und zwanzig jähriger, verheiratheter Zimmerling. Seit fünf Wochen,

durch welche er nur eine Gabe der Latwerge genoss, wollte er erst die Cachexie haben, als ich ihn zur Probakur anmerkte. Es fand sich aber nachher bey näherer Untersuchung jener Liste, in welcher ich die Namen aller unserer Cachektiker aufgezeichnet habe, daß er schon vor einem Jahre re cachektisch war, welches er nachher selbst mit der Versicherung bekannte, damals auf einige Gaben, gesund gewesen zu seyn. Er kam nun zwar nur als Cachektiler im ersten Grade in das Spital, das ist: er hatte den schneidenden Schmerz in den Schenkeln, dem Rücken, den Leinden; er war träge zur Arbeit, und spürte einen merklichen Schwindel. Aber schon näherte er sich stark dem zweyten Grade, nämlich: sein Gesicht war bleich, und das Herzklöpfen verstärkt. Hingegen war er weniger schwermüthig als die meisten Cachektiker im ersten Grade zu seyn pflegen, und er wurde manchmal, so lustig, daß er seine Gespäne zur Musterkeit anlockte, und sehr aufheiterte. Er verließ das Spital nach einem sieben und zwanzigtägigen Aufenthalt gesund.

III. D. P. Ein drey und zwanzig jähriger lediger Zimmerling. Er war vor seinem Eintritt in das Spital zehn Wochen cachektisch, und hatte bis dahin nur drey Gaben der Latwerge genossen. Er hatte ein sehr heftiges Gausen im Kopfe, mit einem grossen Schwindel verbunden; die besond-

besondern Schmerzen in den Schenkeln, ein bleisches Gesicht und ein verstärktes Herzklopfen. Auch er verließ das Spital nach fünf und fünfzig Tagen gesund.

IV. P. O. Ein sechzehnjähriger lediger Hässler. Während einem Jahre, so lang er nämlich cachetisch war, hatte er nur fünf Gaben der Latverge genossen. Der Kopf- und Schenkelbeschwerde war leidlich, aber die bleiche Gesichtsfarbe, das schwere Atmen, und das Herzklopfen sehr deutlich. Er erholte sich vollkommen binnen sechs und fünfzig Tagen.

V. S. M. Ein zwey und vierzig jähriger verheiratheter Stürzer. Er hatte die Cachezie ein Jahr lang im hohen Grade, und in dieser Zeit nur ein Paar Gaben der Latverge erhalten. Er erholte sich ebenfalls während vier und zwanzig Tagen ganz.

VI. M. G. Vierzig Jahr alt, ledig, ein Zimmerling. Seit drey viertel Jahren war er cachetisch in zweyten Grade. Er hatte das heftige Causen im Kopfe, den besondern Kenden- und Schenkelbeschwerde, die schwermüthige Gemüthsstimmung, das starke Klopfen im Kopfe, das harte Atmen, das blitschnelle Blusehen, die Unvermögenheit bergau zu steigen und das heftige

Klopfen. So lang er eabekisch war, nahm er beynahe an jedem Sonntag eine Gabe Stahlblattwurge, jedoch wurde diese sehr oft durch andere Krankheiten, von andern Arzneien verdrängt. Selbst während seinem Spitalauffenthalt mußte jene oft mit blos aufsöndenden Sachen abgewechselt werden, weil bey seinem galligkeiten Temperamente der Unterleib sehr vieles von den schmerhaften Verdauungsgeschäften und Verstopfungen litt. Daher mochte es auch zum Theil kommen, daß er ein recht zänkischer Mann war, und sich recht unruhig im Spital aufführte, das er nach zwey und achtzig Tagen im Ganzen genommen zwar gesund, aber doch schwach an Kräften verließ.

VII. G. P. Ein fünf und zwanzig jähriger lediger Grubenzimmerling. Sieben Monate lang wollte er erst die Cacherie haben, wider die er nur sehr nachlässig Arzneien gebrauchte, bevor er in das Spital kam. Er betrat dasselbe ganz kraftlos. Das Altheinhohlen war ausserordentlich schwer und beynahe nur mit dem oberen Theile der Brüst. Er lagte über starkes Sausen und Klopfen im Kopfe. An der linken Seite des Halses sah man die Drosselpulsadern stark angelassen, und schnell, heftig klopfen, deren Schläge aber — wie gewöhnlich bei meinen Cachekitern im zten Grade — weder mit dem Klopfen

Klopfen des Herzens, noch mit dem Handpuls übereinstimmte, indessen die des ersten viel geringer waren, als sie gewöhnlich bey den Bergcacheklern zu seyn pflegen, und die des andern immer klein, unterdrückt, unordentlich. Der Kranke lagte auch die gewöhnliche Schenkel schmerzen, und sah mehr gelb als bleich aus. Der ganze Körper war ausgedrert, aber der Bauch so stark aufgetrieben, daß er eine Bauchwassersucht befürchten machte.

Der letzte Umstand vorzüglich forderte lange Zeit auflösende - verdünnende, abführende Mittel, nach welchen endlich auf das Verlangen des Kranken, die Stahllatwerge versucht wurde; aber oft mußte diese wiederum den öfnenden Mitteln weichen, weil der Kranke viel über Blähungen, über Gedärme - und Magenbeschwerden klagte. Der oft abgewechselte Gebrauch der Stahl latwerge mit den öfnenden Arzneien, schien nach dem Verlaufe von mehreren Wochen des Kranken Umstände zu erleichtern. Der Bauch wurde sichtlich kleiner, und seine Dicke verschwand endlich ganz. Das Aussehen wurde heiterer, die Kräften schienen zuzunehmen, sogar das Herz Klopfen näherte sich dem natürlichen. Aber die festigen Schläge der Drosseladern, der Kopfschmerz, das Leiden der Echenkel, und das beschwerliche Atmen, blieb im alten Stande. Letzteres ver schlimm

schlimmerte sich endlich immer mehr, blieb zu-
lezt ganz aus, und der Kranke verschied ohne
allem Todeskampf, nachdem er durch neun und
sechzig Tage, im Spitale frank war.

Zu dem gesneteten Leichname fand man die
Masse der rechten Lunge viel grösser, als im na-
türlichen Stande, und ihrem ganzen Umfange
nach an das Rippen-Zwerch- und Mittelfell ins-
tigst angewachsen. Die linke Lunge war ausge-
zehrt, zusammengezogen, klein, und mit Was-
ser umgeben, das in der linken Brusthöhle fast
auf 6. Pfunde angesammelt, und so scharf war, daß
das Rippenfell dieser Höhle, an vielen Stellen
angestrenzt war. Beide Lungen sahen grau
aus, und waren voll kleiner harten Knoten.
Das Herz war klein, zusammengezogen, hart,
und dessen Oberfläche so ganz mit dem Herzbentel
zusammengewachsen, daß beides nur ein Körper
zu seyn schien, und hieng auf beiden Seiten fest
an dem Mittelfell. Beide Herzkammern waren
voll mit schwarzem zähem Blute, das auch in der
Lunge so aussah. Die Leber war gross, aber
nicht sehr hart, und ihre Oberfläche war an al-
len Berührungs punkten so fest mit dem Zwerch-
fell zusammengezogen, daß sie auch das Scals-
pel kaum tremmen konnte. Die Gallenblase schien
zusammengezogen, und enthielt eine braune Faus-
che statt der Galle. Das Milz, das sonst
bey

bey meinen Cachekilfern nicht selten gross und hart ist, war hier natürlich, und nur sehr wenig hart. Auch alle andere Eingeweide des Unterleibs wichen nicht von ihrer gewöhnlichen Natur ab, nur der ganze Kanal der dicken Gedärme war mit kleinen, weissen, harten Knoten, wie mit Perlschnüren garnirt.

VIII. F. H. Ein Waschwerkbarbeiter, der aber, so lange es ihm seine Krankheit erlaubte, in der Grube als Zimmerling arbeitete. Er war acht und zwanzig Jahre alt, seit zwey Jahren cachektisch, und hatte durch acht Wochen, bevor er in das Spital kam, nur 3. Gaben der Stahlplatverge genossen. Das Klopfen des Herzens und im Kopfe war stark, die Gesichtsfarbe sehr bleich, der Bauch gross, hart, gespannt, und der Leib verstopft. Nach fünf und vierzig Tagen wurde er frisch und gesund aus dem Spitale entlassen.

Bey diesen acht Individuen wurden alle Symptomen, und die Natur der Krankheit ganz so beobachtet, wie ich sie im Anfange dieser Schrift aufgezeichnet hatte. Die Heilung wurde mit mittelsalzigen Mixturen, und auflösenden Wurzelgetränken angefangen. Nach ein Paar Tagen erhielten die Kranken ein abführendes Mittel, und war keine Unzeige eines ureinigen Stoffes

fes in den Gedärmen gegenwärtig, so erhielten sie dann die Stahlplatverge; davon sie anfänglich nur viermal des Tags, endlich alle 2te Stunde ein Käsefeldfälchen voll nehmen, und darauf immer, etwas von der Abkochung der Seifenwurzel trinken mussten. Von dem Genusse der Stahlplatverge ließ ich ihnen die ganze Portion (eine gute nahrhafte Kost) reichen, und zuweilen ein Glas Wein. Sobald sich aber eine Ausschöpfung in den Gedärmen zeigte, wurde die Diät eingeschränkt, und statt der Stahlplatverge eine aufsteuernde durch den Mund oder den After abführende Arzney gegeben.

Auf diese Art genasen sieben, nur der achte wurde beschriebenermassen dem anatomischen Messer ein Opfer, welches deutlich seine Unheilbarkeit zeigte. Vielleicht ist die Zersetzung seiner Eingeweide durch eine Beschädigung in der Grube veranlaßt worden, indem er vor mehreren Jahren durch den Einsturz einer Grubenzimmerung, stark auf der Brust gequetscht wurde; Aber alle äußerliche Symptome waren mit jener der übrigen Cachettiker gleichstimmig. Nur der Harn war immer ölig, dick, dunkelsafranfarbig, der sich nach einigen Stunden sehr dem Pferdeharn näherte, und einen kleienartigen, sandigen Bodensatz — wie bei dreitägigen Fiebern zu geschehen pflegt

pflegt — fallen Hess, welcher dem Glase anklebte, und wie Zuckerkristalle glänzte,

Nachdem die sogenannte Probekur vorbei war, kam der sechste Kranke — den zwey und fünfsigsten Tag nach seinem letzten Anstoss — wiederum in das Spital. Seitdem er aufgetreten war, überließ er sich mehr, als gewöhnlich, der Vollkäuferei und der Erfrischung, — daher die noch rohen, frischen Fäste schnell austarten mußten, folglich die festen Theile keine Nahrung oder Solidität bekommen konnten; und da er auch die erstere Spuren des rückkehrenden Uebels nicht nur nicht achtete, sondern durch verdoppelte Lüderlichkeit trocken wollte, so war der Zustand eine natürliche Folge, in welchem er das Spital neuerdings betrat.

Sein Gesicht ware emphysematisch aufgedunsen, die Glieder geschwollen, der Bauch groß, hart, und der ganze Körper hinfällig, wassersüßig. Es wurde ihm strenge Diät voegeschrieben, und die Heilung sollte mit harntreibenden Mitteln angefangen werden. Er forderte mit Ungezügeln mehr zu essen und die Stahllatwerge. Da ihm beides aus Gründen nicht gegeben wurde, weigerte er sich mit dem hartnäckigsten Starrsinn vor jeder andern Heilungskunst. Weder durch Bitten noch durch Drohungen, weder mit Güte

noch mit Schärfe, endlich auch nicht mit einer stetteren Diät war er zu bewegen, die vorgeschriebene Mittel zu gebrauchen; jede Arznei spuckte er (nachdem er sie gekostet hatte,) mit Fluchen aus, und ließ sie ungenossen. So wurde er nach drey und dreißig Tagen ein Schlachtopfer seines sträflichen Eigensinnes. Bei der Leichendöffnung fand man die beyden Lungen nur schwach an das Lippenfell angewachsen; und in der linken Brusthöhle, in dem Herzbeutel, in der linken Lunge, und sogar in beiden Herzkammern eine beträchtliche Menge Wasser, das wie eine wässerliche Gummiaufösung aussah. In der Brusthöhle war die Leber an einigen Orten an das Zwerchfell angewachsen, und auf der Oberfläche des Darmkanals sah man blaue Flecken.

So gewiß es ist, daß dieser Kerl erst seit seinem ersten Austritt aus dem Spitäle sich den größten Theil seines Uebels durch seine ausschweifende Lebensart zugezogen hat, so wahrscheinlich ist es, daß er durch den Genuss dienlicher Arzneien, noch eine erträgliche Gesundheit hätte erhalten können, und daß das darauf erfolgte Absperren eine Folge seines Starrsinns war.

Die beschriebene Heilung der acht Personen — deren einzelner Spitalsaufenthalt zusammen vier hundert acht und vierzig Tage ausmacht — kostete

te an Arzneien 90. fl. 46. kr. Von diesen bezogen die verschiedene nöthig gewesene Arzneien 22 fl. 22 kr. und die Stahlplatverge 68 fl. 24 kr. welcher letzterer Betrag für einhundert vier und vierzig Gaben derselben zu rechnen kommt. Folglich im Durchschnitte, war jeder Kranke im Spitäle sechs und fünfzig Tage, kostete jeder an Arzneien 11 fl. 21 $\frac{1}{4}$. kr. und bekam jeder achtzehn Gaben von der Stahlplatverge.

Obwohl ich nicht weiß, was diese Probe zur beweisen sollte, so glaube ich doch der Heylungserfolg — bey einer so langwierigen, sehr schwer heilbaren, und für ein Spital gar nicht passenden Krausheit — könnte für mich sehr befriedigend seyn, und der Herr Protomedicus Gretherr von Etvrk, — dem das Resultat der Probekostung vorgelegt wurde — äusserte ebensals seine Zufriedenheit darüber.

Ein gewisser Enthusiasmus, mit welchem ich mich für die Cathartiker seit meinem Hiersen verwendete; das gränzenloseste Vertrauen dieser und aller hiesigen Knappen in mich; der daher rührende grosse Zulauf zu mir; und daherquellende grössere Arzneiaufwand; der vorurtheilige Wahn, daß diese Cathartik unheilbar sey, und das durch mich hiervon bewiesene Gegenthell, erweckte von einer Seite die thätige Rabalensucht, und von

einer andern den schmukigsten Kollegemeld; die ich beyde um so herzlicher verlache, da die hiesige Endemie keine Windendemie ist, wie der grosse Zimmerman einst eine Windepidemie beschrieb, welches jeder hier ankommende Fremdling, sogleich sehen kann.

Nicht ich, oder am wenigsten nicht ich allein hab es gesagt, daß meine Heilmethode bey der hiesigen Cacherie gut sey. Die Erfahrung hat es gelehrt, der allgemeine Ruf versicherte es, und eine legale Commission bestätigte diesen. In der Rücksicht, daß mir noch niemand eine bessere, auf die Lokal-Umstände passende Heilart anzurathen wußte, muß es mich beruhigen, daß dadurch der größte Theil geneset, die Recrivanten bald sich erhöhlen, die ganz Unheilbaren dabey wenigstens etwas arbeiten können. Meine Schuld war es nicht, daß man diese Krankheit vor mir für unheilbar hielt, und da ich ein Erzfeind aller Univer-salmittel bin, so war es auch meine Schuld nicht; daß das hiesige Vergvölk sich mit Ungestüm weigert, bey der Cacherie etwas anders zu gebrauchen, als die Stahllatwerge; recht froh wär ich aber, wenn meine Knappen zuweilen, weniger Vertrauen darauf hätten.

So wie ich unsere Cacherie kenne, so scheint es mir, daß eine vorbereitende Heilung dem Spe-

Specifum vorgehen, und daß es Zeitpunkte gäbe, in welchem dasselbe einigen andern Arzneyen weichen sollte. Die im Spitale gehelstten Cachettiker zeigten mir dieses besonders gut. Ich machte zwar mancherley Versuche; vorzüglich suchte ich die Art der Methodiker nachzuahmen, welche mir sehr gut gefällt, und die sie metasyncrisin (Wiederbeförperung) nannten, wodurch sie durch einen langen dahnabzielenden Arzneygenuss, die ganze Körperliche Beschaffenheit chronischer Kranken zu ändern suchten. Aber! der Eigensinn meiner Kranken, und eine tumultuarische Praxis läßt dieses selten zu, und zwingt mich zu einer allgemeinen Heilart, die sich nur durch denselben und durch die Allgemeinheit der Ursachen, durch den glücklichen Heilungsversuch, und dadurch entschuldigen läßt, daß ich bey meinen Leichendispositionen eben so wenig, wie Morgagni bei seinen zehn Cachettikern, eine Uebereinstimmung der tödtlichen Erscheinungen fand, die mir im Ganzen nichts weiter zeigten, als daß sie die bekannteste Erfahrung bewiesen: daß Cachetien von zerstörten Eingeweiden ganz unheilbar seyen, welches aber hier nicht der allgemeine Fall ist, weil mehrere Hundert, ganz genesen sind.

Der Gang jeder cachettischen Krankheit ist langsam, und von ihnen läßt sich das mit Recht sagen, was Vater Hippokrates überhaupt von

den Anfallen sagt „sie ergreifen den Menschen nicht auf einmal, sie sammeln sich nach und nach, und zeigen sich erst, wenn sie sich festgesetzt haben.“ Vollgültig lässt sich dieses von unserer Cholie sagen, von der es mir wahrscheinlicher ist, dass sie öfters eine Krankheit für sich, als die Folge einer andern vorhergegangenen sey; und duss' erst selten ist sie, wie bey dem göttlichen Sydenham der Scorbuit „das Merkmal einer vielmehr zu erwartenden, als schon formirten Krankheit, die noch kein eigentliches Gepräge angenommen hat, oder das unglückliche Ueberbleibsel, eines vorhergegangenen, nicht ganz besiegt Uebels.“ Sie hat ganz den Charakter jener chronischen Krankheiten, die, wenn sie von den nach und nach entstandenen Mängeln der Säfte herrühren, langsam die Körperliche Verrichtungen schwächen, und nach van Swietens Versicherung, die Auffindung der pathognomischen Zeichen erschweren, durch welche die anwesende Krankheit bestimmet werden soll, besonders im Aufange einer solchen, wo die Gesundheit noch nicht sonderlich verlebt ist, und nur erst zu wanken anfängt.

Meiner Cachektiker eigenes Gefühl muss mir sehr oft bey dem Aufange der Krankheit, der einzige Probstein zur Indikation seyn, und ihre eigene Versicherung des Besserbefindens — dieses bey chronischen Kranken oft einzige Kennzeichen eines

eines glücklichen Heilungserfolges — mich von diesem überzeugen, der auch häufig geschieht.)

Von der Cachektiker fleißigerem oder nachlässigeren Arzneigenussse, von ihrer Folgeleistung bey der Diätordnung, von der Mögliche- oder Unmöglichkeit einer solchen Beobachtung, hängt oft die geschwindere oder spätere Heilung ab. Geht alles gut, so verschwindet die Engbrüstigkeit am ersten, dann ändert sich die bleiche Gesichtsfarbe in eine gelbliche, und zuletzt hören die besondern Kenden und Scheukelschmerzen auf. Oft bricht sich die Krankheit durch natürliche Geschwüre, vorzüglich am Fusse, wie Pallioni von einem Bauer erzählt. Ich versuchte ein Paarmal die Natur mit künstlichen Geschwüren nachzuahmen, die ich mit Blasenpflastern nicht ohne guten Erfolg erzeugte, aber ältere Versuche verweigerten die Kranken, und von Fontanellen sind sie Feinde. Auch andere Krankheiten brechen zuweilen die Hartnäckigkeit der Cachexie; so sah ich, wie Mauritz Hoffmann, eine heilsame Ischurie, und einige Gaulfieber-Reconvaleszenten genasen zugleich, von der Cachexie.

Gebrauchen sie aber die vorgeschriebene Mittel nachlässig; können oder wollen sie sich nicht nach einer für sie thunlichen Diät bequemen; kämpfen sie nicht wider die Gewalt der Krank-

heit; schenken sie die Arbeit; halten sie sich zu Hause unthätig; hofieren sie dem warmen Ofen; opfern sie stark der Liebe (zu dem sie bis auf dem dritten kranken Zeitpunkte, raschere Triebe, als sonst zu haben scheinen) dann: werden sie beynahe allezeit unheilbar; siechen lange, und enden ihr mühseliges Leben, wassersüchtig.

Durch dieses traurige Ende gewarnt, von der Liebe zu mir angezogen, und durch das allgemeine Vertrauen auf die Stahlatverge angeslockt: stellt sich seit ein Paar Jahren, bey weitem der größte Theil meiner cachektischen Vergnappen zur Heilung fleißig ein. Sie bekommen zwar nun nur wöchentlich einmal, zuweilen zweimal die angegebene Quantität der Latverge; Sie reconvalesciren aber doch, obwohl langsamer, wasches im ganzen genommen, nichts verschlägt. Die Langwierigkeit cachektischer Krankeiten — sollen sie gut geheilt werden — fordert auch eine langsame Heilung, daher hat der alte Arzt recht, der irgendwo sagt „je langsamer Cacherien geheilt werden, desto geschwindner werden sie geheilt.“

Bey vielen meiner Kranken ist aber gar keine Heilung möglich, theils vielleicht, wegen den nach Grubenbeschädigungen, nicht seltenen Eiterungen eines oder des andern Eingeweides, theils auch

auch wegen dem nachlässigen Arzneygenusse. In solchen Fällen bin ich froh, wenn ich wenigstens die Gewalt der Krankheit mildern, oder es dahin bringen kann, den Kranken ihr Elend erträglicher zu machen.

Ganz froh würde ich seyn, wenn ich eben so dieser Krankheit vorbeugen könnte, wie ich sie helle. Aber, hierüber lässt sich weder etwas bestimmen, noch anrathen. Da die gewisseste Grundursache unserer Cachexie entweder in den Gruben liegt, diese aber des Bergmannes einzigen reellen Verdienst anzumachen; oder sie in der Nahrung und dem Missbrauche des Weines zu suchen ist, der Mann aber bey dem Gebrauche des letztern sich eben so wenig mässigen wird, als er unsfähig ist, sich eine bessere Nahrung zu schaffen; da des Knappen Armut noch dazu das ganz verdirbt, was die angeführten Punkte nicht schon verbarben, und da er ganz ausser dem Verhältnisse lebt — nicht Cachectisch werden.

Eben die Hindernisse, welche eine vorbeugende Heilung unmöglich machen, sind auch nebst der Natur der Krankheit die gewisseste Ursache, daß nicht alle Cachetiker genesen können; daß die Heilung bey den meisten erst nach einigen Monaten, bey vielen kaum in einem Jahre erfolgt, folglich langwierig ist; daß nicht selten schon ges-

heilte, bald wiederum auch wohl öfters redigidiv werden, auch daß bey vielen alle Hülfe, nur paciatis seyn kann. Dazu kommt noch, daß der cachektische Mann nicht so gebrauchen kann oder will, wie er gebrauchen sollte. Nicht wenige fangen wohl zehnmal die Kur an, ohne zu enden, und der arme Knappe ist wegen gleicher Langwierigkeit der Heilung und der Krankheit gezwungen, auch während der Krankheit aus Noth seine Arbeit fortzusetzen, oder wenn er durchaus die Grube nicht befahren kann, sich Tagelang bey den ungesunden Waschwerken anzufesseln, oder aber, wenn er vollends zu aller Arbeit untanglich ist, sich in seiner kleinen elenden Wohnstube einzukerkern, weil sonst seine Krankheit als eine List sich von den Arbeit zu entfernen angesehen, und er bestraft würde. Es fehlet ihm also gänzlich die Gelegenheit, die durch Krankheit verlorne Kräften zu erholen, und die bey Cachektischen Krankheiten unentbehrliche Leibesbewegung in gesunder, reiner, atmosphärischer Luft.

Alles dessen ungeachtet, würde aber dennoch die Heilung in dieser und jeder andern Krankheit meiner Bergmänner, geschwinder geendet werden können, wenn die Kranken stets unter den Augen der Ärzten, seyn könnten. Was nützt es, daß der Kranke, wenn er ausgehen kann, sich selbst bey dem Arzte stelle, oder im Gegentheil von diesem

diesem besuchet wird? Was nutzt ihm der Vortheil eines unentgeltlichen Arzneigenusses? Was die sorgfältigste medizinsche Polizei? wenn der Kranke die Arznei wegwirft, wenn er sich auf alle mögliche Art an der Diät versündigt, und wenn er volle Freyheit hat, sich dumdreust zu Grunde zu richten.

Nun allen aber erhellet; daß es gewiß zur bessern Erhaltung des Knappen, zur Heilung seiner ihm eigenen und gewöhnlichen Krankheiten sowohl, als zur Sicherheit für die folgende Generation des Bergvolkes, ein Spital unentbehrlich sei. So wenig sich ein Spital für Cathexien schickt, so würden sie dort doch besser geheilt werden, weil bey einer Spitalaufsicht schon ihre ersten Keime körnten erschickt werden. Unser kleines Spital ist für die grosse Zahl der Kranken unseres zahlreichen Volkes zu klein, zu unvollkommen: und ohne Spitalaufsicht, ist jede öffentliche Krankenpflege eine Satyre auf Polizen und Dekonomie, vorzüglich bey einem Volke, von dem es so wahr ist, was der Hippokratische Bergarzt Lentini sagt „leve non esse ægros, qui nullis legibus novitatem ipsiis olentibus obligari se sinunt, solis medicamentis a vi morborum vindicare, ubi aer, contubernales, uxor, palatum et certum quoddam libertatis idolum

con-

conjunctis repugnant' viribus. Difficile vero, morbos a primis ipsorum inchoamentis jam perturbatos, observatione prosequi. “

III.

Entwurf
über ein
Krankenhaus
für das
Bergvolk
in
Schemnitz.

Dem
Hochwohlgeborenen Herrn
Johann Georg
von
Lagussius,

Kaiserl. Königl. Rathen und Archiater
Professor der Arzneikunst auf der be-
rühmten Universität zu Pisa, der rö-
misch-kaiserlichen Akademie der Natur-
forscher, des Instituts in Bonnien,
und verschiedener gelehrten Gesell-
schaften Mitgliede.

Mit
dem ehrfurchtsvollsten Gefühl von Achtung
und Verehrung
gewidmet.

In video sane iis, qui in bene instructis
nosocomiis, medicinam faciunt.

Lentin.

Der Entschluß, hier ein Spital für das französische Bergvolk aufzubauen, ist einer der loblichsten, würdig der Männer, welchen der Staat das Wohl von Lauseenden anvertraut hat, deren Schweiß seinen Flor wachsen macht, und deren Erhaltung ihn bereichert.

Zwar zeichneten sich die Anstalten, welche für die F. F. Bergknappenschaft bisher hier gemacht wurden, vor vielen andern Ländern aus, und wenigstens waren sie besser, als gar keine.

Der F. F. Bergmann wird durch Leib- und Mundärzte unentgeltlich besucht; er erhält auf eben diese Art alle benötigte Arzneien, und entweder aus königlicher Gnade, oder durch andre rechte gute Wege, den nothdürftigsten Unterhalt während

rend seiner Krankheit. Aber, diese drey Haupttugenden sind bey weitem nicht hinlänglich, ihn ganz oder sicher zu heilen, und ihn von jedem Untergange zu retten.

Selbst den drey und dreysig Monaten *) — durch welche ich hier zu dienen die Ehre habe — war ein Epital für das hiesige Bergvolk mein heißester Wunsch, tägliche Erfahrungen lehrten mich dessen Nothwendigkeit, und das unbeschreibliche Elend, welches der frakte Hauer während einer Krankheit in seiner Hütten zu dulden hat, überzeugte mich hier eben so, wie in Siebenbürgen und dem Banate (meinen damaligen montanistischen Dienstorten) das außer einem wphleingerichteten Krankenspitale, alle von Allerhöchsten Orten bewilligte Hülfe, ihren Endzweck nicht erreichen wird, allzeit nur Halbhülfe verbleiben muß.

Eben diese Überzeugung sehe ich als den Beweggrund an, daß man schon seit dem Jahre 1648. durch oftmalige Fingerzeige und Verordnungen eine so heilige Anstalt bewirken wollte. Die dem montanistischen Publikum eigene Thätigkeit läßt vermuthen, daß man schon lange hier ein ordentliches Krankenhaus haben würde, wenn nicht der Mangel eines tauglichen Platzes der Defect eines hinlänglichen Fundes, die täglich zu vehe-

* Gies und den ganzen Entwurf schrieb ich im July 1786.

nehmende Menge der Arbeiter, und daher fleissige grosse Anzahl der Kaufen, allen Bemühungen sich entgegen gesetzt hätten. Diese Hindernisse würdzeten alle wegen der Spitalsache vorgenommene Unternehmungen zu leeren Spekulationen herab, und vereiteten die Vorschläge derjenigen, welche vor mir, um ihre Meinungen befragt wurden.

Diese Hindernisse machten auch mich schüchtern, bisher meine Meinung zu sagen. Dazu kam noch: daß ich mich bisher als einen Fremdling ansah, der mit allen Verhältnissen hier noch unbekannt war; daß ich einsah, es solle hier nicht blos darum zu thun sein, einen anstaltlosen Steinhaufen, wie die bisher gewesene (falschlich genannte) Krankenhäuser aufzurichten; daß die gegenwärtigen Umstände, und die vormalige Unordnungen, vielmehr ein solides Gebäude, fruchtbringende Anstalten für die Zukunft, segenvolle Vorrichtungen für das Gegenwärtige, und ein Werk fordern, welches unsern spätesten Nachkommen noch zeigen soll: was man unter Josephs Augen für die öffentliche Gesundheit that? daß mir eine bloße Neuerung unnütz; wohl aber ein überdachter, ein gründlicher, ein ausführbarer (obwohl mit unsaglichen Hindernissen erschwerter) Vorschlag nöthig schien, besonders da

die Zahl der Kranken nicht selten bis auf vierhundert anwächst.

Den letzten Punkt sind ich zwar nun nicht allerdings mehr so achtungswert, seitdem mich die Erfahrung belehrt hat: daß blos der Mangel einer guten Wartung, und hinlänglicher Aufsicht, oft auch Verstellung diese Krankenmenge verursacht, und das Mittel (mit 236) des täglichen Krankenstandes, füglich angenommen werden kann, der aber auch bei Spitalsaufstalten, um vieles vermindert werden wird,

Langes Nachdenken, und wiederholte Prüfungen machten mit auch die andern Schreckenbilder nicht als solche ansehen, und mir Mut, den Auftrag meiner Behörde zu vollziehen, und gegenwärtig meine Meinung zu sagen.

Erster Abschnitt.

Von der Nothwendigkeit eines Krankenhauses, für das Bergvolk in Schenklitz.

Die eigentliche Gründe, warum man schon im Jahr 1648. als die Ordnung der hiesigen Bergbruderstadt confirmirt wurde, im 2ten Absatz
der

derselben * die Nothwendigkeit eines eigenen Krankenhaus für das hiesige Bergvolk erkannte, und man wirklich (zu verschiedenen Zeiten) durch Häuser diesem Endzwecke widmete — die aber freilich wohl, nichts weniger, als einem Krankenhaus ähnlich sahen; gar keine Einrichtung — auch mit dem nützlichsten Geräthe nicht hatten; und so klein waren, daß sie kaum für ein kleines Dorf, vielweniger für eine Volksmenge von mehreren tausend Menschen passten — Die Ursachen dieser getroffenen Fürlehrungen; weiß ich nicht. Genug! daß sie ein Zeugniß für die Nothwendigkeit eines Epitals sind, und ich getraue mir zu

§ 2.

bes.

* Dieser Absatz lautet wörtlich so, d. h. Und da sich auch der eingelegte Bruderpennig, nach Beschaffenheit der Gefall, in etwas vermehren, und über das, was denen Armen, Kranken, Wittwen und Waisen nothwendig zuwirken ist, ein Übermaß verbleiben würde, darvon soll das Kapserl. Vergabdricht nebenst Buziehung der Etatien aus der Bruderschaft ad piis causas, als zur Erhaltung Kirchen und Schuelen etwas zu konseriren die Disposition haben. Allgemeist aber solle ein gesamte Knapp und Heverschaft dahin bedacht sein, wie sie ein recht allgemeines Bruderhaus ednndten stisten und anrichten, in welchen alle Kranken und veraltete Freihauer und Pergknappen, in gewisser Ordnung von dem Bruderpennig unterhalten indehten werden."

behaupten, daß unendlich viele und mehrere Gegenstände diese Nothwendigkeit lehren, als die bloße Verhütung der falschen Schlichten, und des großen Arzneiaufwandes, welche beyde Dinge in den letztern Jahren allein machten, daß man diesen Gegenstand wiederum in Erwägung zog.

So gewiß dasjenige nothwendig ist, dessen Gegenthell nicht bestehen kann: so gewiß wird ohne Krankenhaus, das Krause Bergvolk nie gesundig versorgt werden.

Der abgehärtete, arme aber redliche Bergmann arbeitet, bisß ihm vor Mattigkeit der Schlegel aus der Hand fällt; Er achtet kleine Unpaßlichkeiten, die gewöhnliche Vorboten oder Anfänge langwieriger Krankheiten, nicht, weil er seine mit allen Mühseligkeiten des Lebens vertraute Natur stärker glaubt, als die Krankheit, und weil er jede Mattigkeit als eine natürliche Folge seiner rastlosen Arbeitung, ansieht. Hbchastens, wenn die Ursäße heftiger werden, verlangt er ein Abführungsmittel, und kehrt schwach von diesem, noch schwächer von der wachsenden Unpaßlichkeit am andern Tage schon wiederum, zur Arbeit zurück. Natur und Kräftenmangel zwingu ihn endlich, einen Fleiß aufzugeben, und doch muß man ihn nicht selten, mit Gewalt nach Hause schleppen.

Da liegt er dann mit einer Morte, nach Brod jammernder Kinder umgeben, in einem kalten jeder Witterung preß gegebenen Dachstübchen, oder in einem mit sechs, auch acht Familien vollgepröpften Zimmer, das kaum für eine passt, und wie eine Backstube geheizt ist. Er atmet auf einem, mit ein Paar Wolllappen bedeckten Holzlager, die unreinste, mit den schmutzigen Ausdünstungen so vieler Menschen, die von ihren schmuddigen Grubenkleidern, und Körperlichen Säften, oft auch von mehreren neben ihnen liegenden Kranken, ausdampfende, infestirte, kaum die Lunge durchgehende Luft ein. Er kämpft mit dem äußersten Brodmangel, der den Arzt in Verlegenheit setzt, ob er für ihn in die Küche oder Apotheke schicken soll. Er ist preß gegeben dem Geklatsche und den mörderischen Quacksalbereyen aller benachbarten Weiber. Er wohnt gewöhnlich von dem Arzte soweit entfernt*) daß dieser ihn, besonders bey rauher Witterung unter mancherley Gefahren nur selten besuchen

*) Das die Häuser der Bergknappen auf dem Gehänge der Berge (welche die Stadt von beiden Seiten, der Längs-
ge nach einschliessen) zerstreut gebaut sind, und daß auch
kundenviel entfernte Gassen hieher gehören, hab ich
schon

suchen kann. Und ist auch dieses letztere nicht; kommt auch der Arzt fleißig, so wird doch sein Rath nur halb befolgt, weil die Klüger sein wohle
lende

schon in der Topographie erzählt. Um diesen einen Bezirk leichter überschauen zu können, teilte ich mir ihn in 8 Distrikte ein. Täglich besuchte ich in einem, und wenn die Krankenzahl gering ist, in mehreren — die Kranken, welche nicht zu meiner häuslichen Besprechung persönlich erscheinen können. Oft aber kann ich kaum in einem alle diese Kranken sehen. So war der Fall im diesjährigen Sommer. Ich hatte im Durchschnitt, täglich in jedem Bezirk 15 bis 20 Kranken zu besuchen. Mit der größten Ermüdung konnte ich täglich kaum mit einem fertig werden; so glang es die Reihe durch, folglich sah mich mancher gefährliche Kranke, trotz meiner raschen Abmattung, in acht Tagen kaum einmal. — Ein zweyter, diesem ähnlicher Weise, daß nicht alle Kranken hinlänglich besorgt werden können, ist die Hauptansiedelung, die wegen einer nöthigen Aushilfe für die Kranken bey der diesjährigen Theuerung der Lebensmittel, auch im Sommer 1790. veranlaßt wurde. Feder Kranken — der ganze Krankenstand begriff 220 — mußte in seinem Hause aufgesucht werden. Die Besuchung geschah täglich früh von 8 bis 12 Uhr Mittage, und Nachmittag von 3 bis 7 oder 8 Uhr Abends, und dauerte — bloß in meinem städtischen Bezirk ohne die entferntere Gassen zu rechnen, 3 ganze Tage.

lebende Umstehenden aus Vorurtheil und Dummheit den gar oft willigen, aber schwachen Kranken, auf eine andere Seite lenken. Der Arzt muß es sich gefallen lassen, um sich nicht den grössten Thätigkeiten auszusetzen, wenn seine Vorschriften gar nicht, oder nur halb befolgt werden; die verordnete Arznei weggeworfen, und jede, auch noch so unthige chirurgische Operation, verwirkt wird.

Daher! wächst jährlich eine beträchtliche Zahl von Krippeln, dem Staate und der Menschheit lästig, zu; daher der Verlust unendlich vieler Umsagen; daher die herumirrende Schatten sieher Adroper; daher eine grössere Sterblichkeit, als aufferbem sehn würde; oder wenigstens: die häufigsten Übergänge schnell laufender Krankheiten, in chronische.

Geschieht aber auch alles dieses nicht, braucht auch der kranke Häuer die vorgeschriebene Mittel fleissig, und leidet er keinen Mangel an der ordentlichen Pflegung; so erholt er doch nur schwer seine vorige Kräften wieder, weil er aus Sorgfalt für den Berg und sein Haus, zu frühe das Krankenlager verlässt. Er kehrt mit Mühe zu seiner vorigen Arbeit zurück um nichts zu verschwimmen, und doch leidet der Grubendienst, wenn man ihn nur so obenhin geheilten Knappen auvertreut, deren festen Thelen es noch an der

derkraft, und deren Nervengehäude es an Festigkeit fehlet. Ein solches lebendes Skelet wird mit seinen Gesellen nur schwache Arbeit machen, seine zitternde Hand wird den Schlegel ohne Frukt auf das Eisen fallen lassen, und sein ausgedorfter Rückgrad kraftlos, auf dem Hunde liegen bleiben. Oft müssen die Beamten einen solchen Arbeiter mit Gewalt nach Hause schicken, um nicht da zu schaden, wo er nicht nützen kann, und um einer Reihe von Rücksälen vorzubringen, die ihn auf immer zur Arbeit untauglich machen würden.

Aber auch diese Vorsicht ist oft zu spät, alle die Ubel zu verhüten, welche aus der vernachlässigten Erholung nach schweren Krankheiten, wo die festen Thelle saftlos, und die Gäste verflüchtigt sind, entstehen, die leicht vermieden werden könnten, wenn der Kranke unter gehöriger Aufsicht die Zeit abwartete, welche mehr Kräften gibt, als der kostbarste Gebrauch der sogenannten, starkenden Mittel.

Diese ist die Lage des redlichen, bey den Bergarbeiten beschäftigten kranken Mannes, ohne Unterschied seiner Beschäftigung, sie mag im Gruben, Wochen oder Schmelzen bestehen. Diese zeigt die Notwendigkeit eines ordentlichen Krankenhauses, in Rücksicht der physischen Erhaltung

des Knappen; die Nothwendigkeit eines solchen für den Nutzen des höchsten Herrendienstes; für die Ersparniß grosser Kosten: gebieten, die mancherlei Betrügereien, und Vortheilungen, welche außerdem unmöglich abgestellt werden können, wie es die zum Theil ohne Frucht gebliebenen Führungen, lehren.

Der listige und faule Bergmann ist gelehrt in der Verstellungskunst. Er weiß solche Mittel passend anzuwenden, die ihm ein fränkliches Aussehen verschaffen. Er klagt Gebrechen, w. z. B. Gliederschmerzen, Gedärmtreissen, Kopfschwebe, und eine ganze Reihe von Nebeln, die man ihm glauben muss, weil man sie nicht auf dem Gesichte gezeichnet sieht, und nicht in dem Pulskopfen fühlt. Er fordert: um die Sache wahrscheinlicher zu machen: Arzneien, und wirft sie weg (so kostspielig sie auch immer sein mögen) weil ihm nichts anders fehlte, als die Masse zusammen zu können. Gewöhnlich spielt er solche Komödien nach den Lohntagen, nach Tänzen und Saufgelagen. Er ist überdies boshaft, weigert sich die ihm von den Ärzten angebotene Hülfe zu gebrauchen, oder gebraucht sie äußerst selten. Er liegt oft mehrere Wochen frank, ohne dass der Arzt von seiner Krankheit ein Wort weiß, weil er sich begnügt eine Krankenzettel zu haben, und um weitere Hülfe unbekümmert ist.

Die im vorigen Jahre eingeführte vierzehntägige Erneuerung der Krankenzettel hülft den Nebel eben so wenig ab, als die bestellten Krankenübergeber. Die letztere Fürsicht nützt zwar in der Rücksicht, daß der sich frank Meldende wenigstens zu Hause bleiben muß, und nicht unter dem Deckmantel der Krankheit, andern Versichtungen nachgehen kann. Die erstere aber erzielt den Vortheil nicht, daß der Kranke fleißiger sich bey dem Arzte melden soll; denn er kommt nun zwar alle vierzehn Tage selbst, oder schickt eines seiner Angehörigen um eine Arzney, weil er glaubt außer dem das Krankenzettel nicht zu erhalten; kommt aber selten öfters, und wirft die Arzney weg. Schicket er aber auch fleißig um Arzneyen, oder bringet der Arzt bey seinen Besuchen ihm solche auf, so müssen sie durchaus solche seyn, welche er aus Eigendunkel, Vorurtheil oder Untheit, oder auch auf Unrathen anderer Menschen, mit Ungestüm fordert, und nicht selten auf diese Art erhält, weil er außerdem dem Arzte mit der größten Thätigkeit und Beleidigung begegn u würde, welches selten bestraft werden kann, da er seine Fehler schlau zu bemühten weiß. Oft geschieht die Abforderung solcher eigenmächtigen Verschreibungen blos deswegen, weil sie der verstellte Kranke nicht für sich, wohl aber für andere gebraucht, die den unentgeltlichen Arzneygenuss nicht haben, an welchen sie hernach

verschenkt, oder um geringeres Geld; als in der Apotheke zu geschehen pflegt, verkauft werden. Ich habe mich hier bemühet einen Theil der traurigen Lage des kleinen Knappen und seiner Leibden, aber auch der Missbräuche, und der unzulänglichen Hülfe (welche ihm bisher zuflöß) zu schildern. Aber, doch habe ich nicht alles sagen können, (um nicht weitläufig zu werden) was sich hierüber sagen lässt. Meine bisherige Erfahrung lehrte mich, daß die Hälfte, von den für die Hauserschaft anzuwendenden Arzneien, überflüssig ist, weil diese zum Theil verworfen, und gewöhnlich nicht gehörig gebraucht werden, folglich die gewünschte Wirkung, unmöglich thun können.

Die weite Entfernung der Hauserswohnungen von den Orten der Aerzten, und von einander setzen oft den Bemühungen derselben Hindernisse entgegen, und hindern sie, die Kranken so oft zu besuchen, zu sehen, und so zu heilen, wie es ihre Pflicht und Wünsche fordern.

Alle die erwähnten Uebel beseitigt ein zweckmäßiges ordentliches Krankenhaus; die Gefahr leicht möglicher Seuchen verschwindet; der Aussteckung wird vorgebeugt; häufiger Rückfall verhindert; der Kranke geschwinder und sicherer geheilt; die vernachlässigte Diät (das sicherste Mittel)

tel) handgehabt; die Wiebergewissung beschleunigt, die Rücksicht besser seyn. Die Medikamenten werden nicht versplittert, folglich weniger kostspielig; die Krankengelder geringer; viele ißt unheilbare Krankheiten heilbar; die Kranken stets unter den Augen der Aerzten, besser versorgt; keine chirurgische Operation kann verweigert, und keine rechtmäßige Haltung vereitelt werden.

So viele Vortheile gewinnet der Staat und die Menschheit, bey dem zu errichtenden Hospitale. Waren auch alle diese nicht anlockend, nicht überzeugend von ihrem Nutzen, so ist es die evidente Gewißheit, daß in einem klug eingerichteten Krankenhouse, weniger Arbeiter zu Grunde gehen werden.

Die gesegnete Reihe herrlicher Anstalten für die Gesundheit der Menschen, welche schon allein unsern weisen Monarchen unsterblich machen — die läßt mich mit Gewißheit vermuthen, daß nicht noch länger Sein getreues Schemitzer Bergvolk, ohne der unentbehrlichen Spitalhülfe seyn wird. Nicht nur die auffallende Gleichheit, welche die Bergknappen mit Bellonens Verehrungsverthen Ehnen haben, daß jene, wie diese zum Westen des Staats ihr Leben, und ihre Gesundheit, der augenscheinlichsten Gefahr ohne grössterer Belohnung Preis geben; nicht nur diese Neublichkeit läßt

lägt mich an der Gnade des Kaisers nicht zweifeln, sondern auch: daß dem Staate, durch dieses Unternehmen keine neue Last zwächst, da zu dieser menschenfreundlichen Anstalt nur ein Darlehn von einigen tausend Gulden nöthig ist, das von die Gesundheit, und das Leben, eben so vieler tausend Menschen abhängt, deren Erhaltung die Wiederbringung der Auslagen, und die Erzeugung des Goldes, sichern.

Zweyter Abschnitt.

Von der Krankenpflege im Spitale.

Der eigentliche Enzweck eines in Schemnitz zu errichtenden Krankenhauses für das k. k. Bergvolk ist: deinselben mehrere Gemächlichkeit, sichere und geschwindere Heilung zu verschaffen, es zu erhalten, und in der Folge mehr Nutzen von den Auslagen zu ziehen, als bisher, wegen den angeführten Ursachen, geschehen konnte.

Es ist also allerdings nöthig, die Pflege für dieses Haus, und die in demselben zu Versorgende, so einzurichten, daß der Endzweck der Unternehmung erfüllt, die Dekomone des Hauses besorgt, und jeder Schritt mit Fürsicht, Geduld, und pünktlichem, menschenfreundlichem Eifer gemacht werde.

Ich finde es zur Uebersicht des Ganzen, und zur künftigen Richtschnur nötig, die Krankenpflege in folgenden Abtheilungen zu betrachten, und zwar I. die geistliche, II. die medizinische, III. die diätetische Krankenpflege,

I. Von der geistlichen Krankenpflege.

Von einer einzigen Unterredung eines Kran-
ken mit seinem Geelsorger kehret oft die verlohr-
ne Ruhe in sein Herz zurück, ohne welcher
keine Hülfe für sein Körperliches Uebel, gewesen
wäre.

Der Kranke sieht auf seinem Leidenslager
den Diener des Altars als den Engel Gottes an,
der ihm von oben herab durch seine Gebet und
einem Rath, Linderung seiner Schmerzen bringet.

Daher ist während einer schweren Krankheit
der Seelenarzt gemeinlich eben so nothwendig,
als der des Körpers; um so nötiger aber in ei-
nem Hause, wo viele solcher Menschen versam-
melt sind, wo die Angst durch den Anblick meh-
rerer Leidenden vermehrt wird, und wo keine
Stunde sicher ist, in welcher der Mittler zwis-
schen dem Schöpfer und dem Geschöpfe, unents-
behrliech wird.

Aus diesen Beweggründen ist es nützlich, einen eigenen Priester in dem Krankenhouse zu haben. Um aber neue Auslagen zu sparen, so könne einer von denen Herren Kaplänen der Stadtpfarrei*) stets in dem Krankenhouse seyn, oder wenigstens mit andern seiner Gespänen wöchentlich abwechseln.

Dieses dürfte meines Erachtens keinem Widerspruch unterworfen seyn, da ohnehin jährlich die Kammer für die Seelsorger einen nahmhaften Beitrag gibt, und da die Herren Kaplänen noch gewünschen, weil sie bey dieser Unstalt nicht mehr zu so vielen Kranken zerstreut laufen dürfen, sondern die größte Zahl an einem Orte zu versammelt hätten.

Es soll aber dem Kranken nicht verwehrt seyn, einen andern Seelsorger zu wählen, zu dem einer oder der andere sein ganzes Vertrauen hat, und ich zweifle nicht, daß einer von den hier in der Stadt auwesenden Priestern im Begehrungsfall, seine Hilfe verweigern sollte.

Eben so wenig darf bey protestantischen Kranken die Herbeirufung ihrer Geistlichen verwehrt werden, daher sich auch keiner dieser Religionsgenossen fürchten soll, ohne diesem Troste bleiben zu

*) Abwechselnd mit der Pfarrei am Windschachte.

zu müssen, oder gar zur Annahme unserer Religion gezwungen zu werden.

Damit der katholische Priester nicht bey jedem Nothfalle in die entfernte Kirche laufen müsse, so soll der Hostienkelsch in dem Spitale selbst aufbewahret werden, zu welchem Ende in dem Mitteltheile des Spitalgebäudes eine kleine Kapelle zu errichten kommt. Der dazu angezeigte Raum ist hinlänglich, daß die in dem Spitale dienende Parthenen täglich der heiligen Messe (welche der Spitalkaplan halten soll) bewohnen können. Auf dem Chore, und in den beyden an die Kapelle anschlossenden Zimmern des ersten Stockwerds (welches ohnehin Rekonvaleszenten bewohnen) können sowohl die Kranken dieser Zimmer, als auch die Wiedergenesenden der benachbarten, täglich der Messe und dem Abendgebet bewohnen.

In jedem Zimmer werde ein geschnitztes Kreuzbild aufgemacht, unter welchem ein Bettschimmel und ein Lischchen anzubringen ist, auf welches der Priester den Reich bey der Darreichung des heil. Abendmehls, sehen könne. Auf dieser Stelle bete der Priester oder eine andere von ihm dazu bestellte Person täglich das Morgens- und Abendgebet, welches aber die Kranken nur in der Stille nachbeten sollen:

Eben diese Stille hat auch der Priester bey dem letzten Gebete mit dem Sterbenden zu beobachten, damit nicht etwa durch ein allzu lautes Zusprechen die Ruhe im Krankenzimmer gestört werde, und furchterliche Eindrücke auf die schwachen Kranken gemacht würden.

Der letzte Dienst, welchen der Priester einem Kranken zu erweisen hat, ist nach dem Ters befall ihn zur Grabstätte zu begleiten, und dies soll grade um ewanige Kosten zu ersparen, durch den Priester des Hauses geschehen; aufgenommen bei andern Religionsverwandten, die ohne hin ihre Geistliche begleiten werden.

Lebrigens wäre es gut, wenn die Begräbnisse Nachts (besonders da diese durchaus, auf dem allgemeinen Leichenacker der Stadt geschehen sollen) ohne älem Geräusche oder Aufsehen vorgenommen würden. Wenigstens soll aber (wenn dieses nicht thunlich wäre) aller Zulauf bey Leichen ins Spitäle nicht gebuldet, der tote Körper ohne alle Rücksicht niemand gewiesen, und gar keine Leichenkosten, (ausgenommen höchst selten im nothbringendsten Falle) von der Epitalkassa gefordert, sondern wie ikt von den Angehörigen des Verstorbenen besorgt werden.

Der Priester habe das für ihn bestimmte Zimmer unentgeltlich zu bewohnen, das er sich aber, wenn er in dem Spitale fixirt ist, selbst, oder im Falle er mit den andern Kaplänen abwechselt, der Herr Pfarrer zu mieten hat. Auch die Rost erhalte er von dem Koche des Spitals, dafür jedoch die Pfarrerey ein (bey ihr ohnchün für jeden Kaplan fixirtes) Rostgeld entrichten kann. Die Heizung des Ofens verschaffe das Spital ohnentgeltlich.

II. Von der medizinischen Krankenpflege.

Alle kranken f. f. Bergleute, welche in Schemnitz, Dilln und den benachbarten Gassen d. i. auf dem Windschachte, in Hodritsch, Steplikhof, und Schüttrieberg wohnen, haben auf die Versorgung im Krankenhouse ein Recht, und ich glaube, daß von dieser, auch nicht die in Schernowitz wohnende Hüttenleute ausgeschlossen, ja, daß sogar mit langwierigen aber heilbaren Krankheiten behastete Knappen von Kreminitz und Neusohl, hieher gebracht werden können.

Jeder Hauer, der sich Krank meldet, soll sich bey der täglichen Disposition, welche täglich der Leib- und Wundarzt vorzunehmen haben,

zeigen; und den Wiespruch gewärtigen, ob er gleich in dem Spital bleiben, oder noch einige Tage zu Hause abwarten solle; Wird er in zwey oder dreitätigigem Frist von dem Krankenübergeher wirklich frank gefühlt; so melde dieser es im Spital, daß man um jenen mit dem Krankensessel schicken möchte. In den weiter entfernten Gassen, aus welchen sich der Krause nicht selbst melden kann, wache der Krankenübergeher (der täglich die von der Arbeit Ausgebliebene bey der Anstalt leicht erfahren kann) daß keiner über drey Tage außer dem Spital Krankheitshalber bleibe. Wo keine Krankenübergeher sind, besorge der Vorgesetzte jeder Arbeit durch einen gemeinen Arbeiter, die Anzeige an das Spital; jedoch müssen diese Anzeigen schriftlich geschehen, damit nicht erwann Unbelgesinnte, die Träger auf dem Weg soppeln.

Sollten sich Fälle ereignen, daß ein Menschon bey der ersten Nachricht (die von ihm an das Spital kommt,) so gefährlich darnieder liege, daß seine Transportirung unmöglich wäre, so sehe es der Aerzte Pflicht, ihn in seinem Hause, so wie bisher zu besorgen. Außerdem müssen alle Kranken ohne Unterschied Hülfe im Spital suchen, und nur dort unentgeltlich Arzney erhalten; so zwar; daß sie so gar Ausleerungsmittel, (wenn sie auch nichts anderes, als diese nöthig hätten)

im Spital gebrauchen. Die sogenannte Präservativkuren müssen durchaus unterbleiben, weil grade auch dadurch der jährliche Apothekerkonto hoch anwächst, und damit viel Missbrauch getrieben wird.

Es kann dem Franken-Hauer genug seyn während einer Krankheit im Spitale Hülfe zu finden, und gewisser geheilet zu werden. Er soll daher, wenn nur ihn, nicht aber die Natur daran lässt, die eigenmächtig bis jetzt anverlangte sogenannte Vorbeugungsmittel die Laxiren, Schwitz- und Brechmittel selbst bezahlen.

Unter diesen Vorbeugungsmitteln sollen die Aderlässe, an welche die hiesige Häuserschaft gewohnt ist, allein ausgenommen seyn. Derowegen hätten sich diejenigen, welche sich Gewohntheitsshalber Aderlassen wollen, im Spitale (während der Dispositionsstunde) zu melden, wo, wenn es ratschlich gefunden wird, durch die chirurgische Assistenten ihr Verlangen erfüllt werden kann. Da nun alle Aderlässe in dem Spitale gemacht würden, so müssten die bestimmte Aderlassgeber, demselben zufallen.

Feber-franke Hauer muss also ohne aller Rücksicht in das Spital aufgenommen werden, und

und nur wenige Punkte sollen für eine Ausnahme gelten. Diese wären,

1mo. Wenn, (wie erwähnet wurde) es gleich bey dem Aufange der Krankheit auf keine Weise thunlich wäre, ihn in das Spital zu bringen.

2do. Wenn sich (wider Vermuthen) die Zahl der Kranken so sehr jemals anhäufste, daß nicht alle Kranken im Spitale Platz fänden.

Zwar hoffe ich, daß nach dem Maßstabe von 200. Personen (der mir zur Spitalversorgung gegeben wurde) immer noch Bettler leer bleiben werden, in welche, da ohnehin die F. t. Häuer den Vorzug haben, auch gewerkschaftliche, (um eine gesetzmäßige Bezahlung) aufgenommen werden können. Sollte aber doch wider Vermuthen der Platz jemals mangeln, so müßte von der Regel eine Ausnahme gemacht, und in diesem Falle der frakte Häuer in seinem Hause geheilet, und mit einem (auszunehmenden) den Umständen angemessenen Geldbetrag versorget, jedoch sobald ein Platz leer würde, gleich in das Spital gebracht werden.

3to. Werden unheilbare Krankheiten von dem Spitale ausgeschlossen.

Nicht jede chronische Krankheit ist unheilbar, und bey guter Bebandlung sogar langwierig. Des wegen und weil gerade die chronischen dem armen Knappen das meiste Elend verursachen, können nicht alle langwährenden, sondern nur die Unheilbaren eine Ausnahme machen, aber auch bey diesen ist vorher alle mögliche Hülfe, zu versuchen.

Ich glaube nicht, daß man den grausamen Entschluß fassen wird, venerische Kranken von der Spitalsversorgung auszuschließen, gleichwie wirklich ein Befehl in all unseren Bergorten vorhanden seyn soll, keinen solchen Kranken unangeltlich Urzuehen zu machen.

Da der Staat dieses Uebel durch keine Wache abhalten kann, so muß er es wenigstens zu mildern suchen. Ist aber bey der Urmuth des hiesigen Volkes zu vermuthen, daß es für dieses höllische Uebel die gehörige Heilung finden, oder suchen werde? Ist es nicht vielmehr zu befürchten, daß, wenn hier nicht durch öffentliche Hülfe geholfen wird, die Natur durch eine grösse Verbreitung des Giftes sich rächen dürfte? und endlich, es kann dem Staaate nicht gleichgültig seyn, die stärksten Untertanen gebrochen, siechen zu sehen, da es nur an ihm liegt, ihnen wiederum ihre vorlge Kraft zu geben. Auch ist zu bedenken

ten, daß unter solchen Unglücklichen viele sind, die schuldlos zu einem solchen Uebel gekommen sind.

Überhaupt sollte dem Hospitalarzte die Aufnahme der Patienten ganz allein überlassen seyn. Er muß mit seiner auf sich habenden Pflicht am besten die Gründe zur Aufnahme eines jeden beurtheilen können, und im Stande seyn, solche Entschlüsse zu fassen, die zum Dienste des Manzen zweckmässig sind.

Sobald der kranke Hauer im Spitale aufgenommen ist, so werde er in Gegenwart eines Assistenten von zwey Hausknechten entkleidet, ihm die Spitalsfleidung angezogen, und er in das von dem Ordinarius bestimmte Zimmer geführet. Seine Kleidung beschreibe der Spitalschreiber unter einer Nummer des Spitalsfleidungs-Buches, er lasse sie zusammenbinden, heste eine dem Busche gleichlautende Nummer daran, und bewahre sie in den dazu gewidmeten Behältnissen. Diese Kleider werden dem Eigenthümer gleich bey seinem Uustritt aus dem Spitale, oder im Fall er gestorben ist, seinen Erben zugestellt.

Bringt der Kranke Geld mit sich, so werde es ihm bey dem Eintritt in das Spitale ebenfalls abgenommen, von dem Spitalschreiber beschrieben und verwahret. Eine solche Abnahme

muß stets vor Zeugen geschehen, die in dem Einschreibbuch zu benennen sind, und die bey der Rückgabe des Abgenommenen an den Eigentümer oder seine Erben, ebenfalls zugegen seyn müssen.

Ist der neue Ankommling im Spital so krank, daß er gleich in das Bett gelegt werden muß, so erhält er nur ein Hemd, eine Schlafhaube ein Nasentüchel, folglich keinen Schlafrock, der nur gegeben wird, wenn der Kranke sich außer dem Bett aufzuhören kann, oder muß.

Bevor der Kranke in das Bett gelegt wird, müssen ihm das Gesicht, die Hände und die Füße mittels eines Luches, mit warmem Wasser gewaschen werden,

Gleich bey dem Eintritte in das Krankenzimmer erhält der Kranke einen im Spital gewöhnlichen Trank, und bei dem nächsten Besuch des Ordinarius, die übliche Arzneien.

Neben dem Bett muß eine Tafel aufgehängt werden, auf welcher des Kranken Name, Krankheit, desselben Tag und Dauer, und die Arzneien, welche er gegenwärtig genießt aufzuschreiben sind. Diese Tafel nimmt der Patient mit, wenn

er seiu. Zimmer, mit einem andern verwechseln muß. Ein solcher Wechsel kann geschehen: wenn der Kranke von einem mehr oder minder Gefährlichen abzusondern ist, wenn er anfängt der Gesellschaft der Uebrigen in selben Zimmer befindlichen Kranken lästig und gefährlich zu werden, es seye durch Geschrey, Naserey, oder seine Krankheit,

Frühe und Abends an jedem Tage besuche der Leib- und Wundarzt alle Kranken, und verordne nach reislich erforschten Umständen die gehörige Arzney, welche zwar nicht leckerhaft, nicht kostbar, jedoch so viel möglich angenehm seyn soll. Hingegen kann in dem Spitäle keine Weigerung des Patienten wider dieselbe Platz finden. Der Kranke muß sich nach den Gesetzen des Hauses, und den Verordnungen des Arztes fügen, und ist im Gegentheil mit anwendbarer Schärfe, dazu zu zwingen.

Eben so gilt auch keine Weigerung in Rücksicht chirurgischer Operationen. Da der Wundarzt gewiß allzeit ein geschickter erfahrener, und verständiger Mann seyn wird, so hängt es nur von ihm ab, nach seiner Einsicht zu handeln, und ist sich nach des Kranken willen nicht zu achten, ausgenommen bey Amputationen. In diesem Falle ist dem Kranken die Nothwendigkeit der Operation, und die gefährliche Folgen der Unterlassung vor-

zustellen, und durch heilige und profane Beredtschaft seine Einwilligung zu bewürken. Sollte er aber dazu nicht zu bereden seyn, so kann es auch nicht mit Gewalt dazu gezwungen werden, weil ein Mensch, so lang er lebt, Herr seines Körpers ist, und nur er die Folgen seines Starrsangs zu büßen hat.

Jede chirurgische Operation muß in einem eigenen von den übrigen abgesonderten Zimmer geschehen, damit die andern Kranken nicht durch das Geschrey, und die bey jeder Operatirn entstehende Gefühle beunruhigt, und in ihrem Zustande verschlimmert werden. Aber keine Operation von grosser Wichtigkeit soll vorgenommen werden, über welche nicht vorher sämtliche Aerzte des Hauses gemeinschaftlich, allenfalls auch mit den Wundärzten der Stadt sich berathschlaget haben.

Die höchst nöthige chirurgische Instrumenten sind bereits aus Ewiglicher Gnade beygeschafft worden. Diese können in dem Zimmer, wo die Operationen geschehen sollen, in einem Kasten verwahret werden, über welche die Aerzte des Hauses ein Inventarium führen, und sie stets rein, gut erhalten sollen. Ich zweifle nicht, daß in der Folge, wenn sich die Nothwendigkeit zeigen sollte, noch mehrere dürften beygeschafft werden. Noch mehr ist aber zu wünschen, daß stets genug

Bors.

Morrath zu den nöthigen Sharpien und Compressen anwesend sey.

Eines der nöthigsten Geräthschaften ist ein Morrath, von Bruchbändern. Es soll von solchen eine beträchtliche Anzahl vorhanden seyn, weil sie sehr nöthig sind für die Bergleute. *) Eine grosse Menge des Bergvolkes hat Brüche, und behasst das Drittheil von den Provisionirten ihz vlos durch Brüche, zum Grubendienste untauglich; wären bis ißt Bruchbänder angeschafft worden, so würde die Hälfte von denen durch Leibschaden untauglich gewordenen Knappen noch arbeiten können, weil sie diese weniger hindern würden, oder wenigstens nicht so höchstig geworden wären.

Der Hauer ist zu arm, um sich Bruchbänder bezuschaffen, oder vielmehr, er schützt in diesem Falle seine Dürftigkeit vor. Diesem könnte dadurch abgeholfen werden, daß jeder, dem ein Bruchband nöthig ist, ein solches in dem Spitale bekommen könnte. Damit diese aber nicht verschwendet werden mögen,

*) Vor zwey Jahren war ich so glücklich diese Wohlthat auszuwirken, die nun fortdaurend ist, und zwar so daß jedes abgediente Bruchgut mit einem neuen versetzt werden kann.

Iohren gehén, so soll derjenige, der eines empfangen hat, in einem elgenen Buche vorgemerkt werden. Ein solcher hätte sich noch dazu alle Viersteljahre in das Spital zu stellen, und sein Band vorzuzeigen, das aber, wenn er stirbe, an das Spital zurückzustellen käme. Sollte diese Art der Bruchbänder Vertheilung zu kostspielig, oder unthunlich befunden werden, so könnten zwar die Bruchbänder an die Bedürftigen vertheilet werden; jedoch müßte der Betrag dafür jedem, der eines bekommen hat, bey der nächsten Löhnung ganz, oder bey mehreren Successive abgezogen werden.

Der vorzüglichste Theil der Heilung innerlicher Krankheiten beruhet (ausser der pünktlichsten Diät, die ich im dritten Absahe betrachten werde) auf der vorzüglichsten Auswahl der Arzneymittel, und auf guter Wartung.

Die Arzneien müssen frisch, gut gewählt, in hinlänglicher Menge vorrätig seyn, und es muss vorzüglich auf deren Zubereitung, und die Klugheit im Vertheilen, gesehen werden. Daher wird die strengste Aufsicht über die Apotheke des Spitals, erforderlich.

Sch halte dafür, daß es zum Vortheil der Spitalrebenen zuträglicher wäre, wenn nicht die Bergkammer das ganze Apothekengeschäft besorgte, sondern

sondern dieses einem sichern Mann, der dafür haften kann, übertragen würde.

Obwohl ich glaube, dies allein bürge schon für meine Meinung, daß man beytheil aller Orden, und sogar in dem Wienerischen Krankenhaus eben dieses thun, so will ich doch noch daszufügen:

1. Dass es beschwerlich, und beytheil uns thunlich wäre, auf die Rechnung des Krankenhauses alle die nöthige Materialien bezuschaffen, und sich deswegen mit allen den Handelsplätzen in Correspondenz zu setzen, wo die Waaren um die leichtesten Preise zu haben sind.

2. Dass bei dem grossen Vorrate der nöthigen Materialien ungemein vieles jährlich verdirbt, das weggeworfen werden muss, für welches also das ausgesetzte Geld verloren ist.

3. Dass, wenn man diesem jährlichen Verluste, noch alle die nöthige Auslagen für die Besoldungen eines Provisors, eines Gesellen, eines Laboranten, eines Haussknechts, für die Abnutzung der Geräthschaften, für die Fracht und Mauth der Waaren hinzufüget, gewiß der gehestete Profit äusserst klein, oder gar nicht sich ergeben würde.

Ich glaube also vielmehr nützlich zu seyn; wenn man mit einer wohlhabenden, der Sache gewachsenen Privatperson einen Vergleich eininge, die täglich nothwendige Arzneyen um einen zu bestimmenden Preis zu liefern, ohne daß die Spitaldirektion nöthig hätte, auf etwas anderes, als die Güte und Wechtheit der Arzneyen zu sorgen.

Des Apotheken-Eigenthümers Pflicht wäre, alle von dem Spitaldirektor vorgeschriebene Materialien in genugsaamer Quantität, und gehöriger Qualität vorrätig zu halten; aus diesen die Arzneyen nach den Vorschriften der Aerzte zusammenzusetzen; zu deren Zubereitung ein hinlängliches Personale (das sich genau nach den Anordnungen der Spitaldirektion zu achten hätte) zu halten, und die Apotheke mit den nöthigen Geräthschaften, einzurichten.

Hingegen dürste denselben dafür zugestanden werden, den bestimmten Betrag der angesetzten specifizirten und von den Direktor zahlbar erkauften Arzneyen vierteljährig zu erheben, diejenigen gebrochenen Geschirre, in welchen er die Arzneyen in die Spitalzimmer liefert, um einen billigen Preis vergütet zu bekommen, und das Apothekenzimmer, das Laboratorium, das Quartier für das

das Apotheken - Personale, die Heizung der Dosen unentgeltlich zu genießen.

Schon vor einiger Zeit habe ich die hiesigen drey Apotheker zusammenberufen, und sie befragt, ob sie sich getrauten (im Falle das Spital zu Stans - da fâme) das Apotheken - Geschäft in demselben zu übernehmen. Ich stellte ihnen dabei vor, daß: wenn auch die Bezahlung geringer als bisher geschâhe, sie doch immer haben gewinnen könnten, besonders da (wenn sie gemeinschaftlich die Sache übernahmen) sie doch dann jährlich einen Nutzen hätten, da sie gegenwärtig abwechselnd nur alle dritte Jahre die Lieferung für die Königl. Hauserschaft haben. Ich gab ihnen Bedenkzeit, und sie äußerten sich endlich: daß sie entschlossen wären die erwähnte Pflichten, jedoch nur mit dem Abbruch eines Viertels von der jetzigen Taxe zu überrechnen. Wahre ist es, daß die Fracht und die Maut viel kostet, auch der Absatz im Ganzen genommen nicht allerdings groß seyn wird, ich glaube aber doch, sie würden sich auch endlich zur k. k. Militär - Taxe (welche beynahe um die Hälfte geringer ist, als die Civil) verstehen; und in diesem Falle dürften sie vor andern den Vorzug haben, besonders da, wenn sie die Lieferung an die k. k. Bergkammer verliehen, einer von Ihnen gewiß zu Grunde gehen muß, indem sich drey Apotheker von dem hiesigen Publikum um-

möglich erneuern können; und weil sie bisher immer redlich, und untadelhaft die Arzneyen geliefert haben. Jedoch müßte — wenn ihnen die Bedienung des Spitals zugestanden würde — dieses Geschäft von ihnen gemeinschaftlich, und nicht (wie die bisherige Lieferungen) alternative übernommen werden. Gemeinschaftlich können sie die Kosten besser bestreiten, gemeinschaftlich sicherer für etwa vorgehende Fehler haften; gemeinschaftlich sollen die daher die Kosten tragen, und die Vortheile genießen, die Apotheke und das Laboratorium mit dem indthigen Geräthe einrichten; Arzneyvorrath beschaffen und ihr Personale bezahlen; nur soll vierteljährig ein Anderer die Direction der Apotheke übernehmen. Im Weigerungsfalle werden sich gewiß noch andere sichere Männer finden, die das hiesige F. F. Bergvolk in dem Spitale um eben die Taxe mit Arzneyen versorgen werden; um welche das F. F. Kriegsheer versorget wird. *)

Dass

*) Die Arzneylieferung von den hiesigen Apothekern für das hiesige F. F. Bergvolk geschieht jetzt beynahme in das zweite Jahr, um verminderte Taxe. In ihren Rechnungen (die vierteljährig bei der Behörde eingereicht werden) alwar die abgelieferte Arzneyen nach der ganzen F. F. Pros-

Dass die Wartung der Kranken einer der wichtigsten Thelle bey derselben Heilung sey, habe ich oben gesagt. Hier setze ich diesen noch hinzu, dass, wenn diese bey Privatpersonen erforderlich ist, sie in Spitalern ohnentbehrlich wird. Aber! diese Wartung muss bestimmt, muss ordentlich seyn.

Dieses zu erzielen ist es nothwendig, rechtschaffene, nüchterne, unverdrossene, gesunde Leute dazu anzustellen. Mir scheint es vortheilhaft, wenn zur Krankenwaltung bloß Weiber genommen werden, weil dieses Geschlecht zu solchen Geschäften mehr, als das männliche tauglich ist. Es ist mehr zum Mitleide gerimmet, thätiger, unverdrossener, und mehr zu verleihen Geschäfte gewohnt, die bey der Krankenwaltung verkommen.

Vielleicht könnten dazu kinderlose, oder mit wenigen Kindern behaftete Wittwen genommen werden, die noch Kräften genug besitzen, und

Vinzial • Taxe angesetzt, von der geschlossenen Summe
über 15 Gulden von einhundert Gulden abgezogen. Mehr
abzuziehen stand man bei höherer Stelle für die hiesige
Ortslage, unthunlich.

bey der Kammer oder Bruderlade eine Pension genießen, dadurch könnte ihr Mittwenkalt ganz, oder wenigstens zum Theil erspart, und diese Ersparung dem Spitäle zugewendet werden.

Um aber diesenigen, welche zur Krankenwaltung aufgenommen werden dürfen, mit ihren Pflichten genau bekannt zu machen und von ihrer schlerlosen Dienstfertigkeit versichert zu seyn, bin ich bereit, (wenn das Spitäle zu Stande kommt) denselben ihrem Verstande angemessene Vorlesungen über die Krankenwaltung zu geben, und diese zu wiederholen, so oft einige neue eintreten. Die Rücksicht über die Krankenwärterinnen kann einem, der geschicktesten Missenten, anvertraut werden.

Unter der diätetischen Krankenpflege, verstehe ich die Rücksicht die man auf die Lust, die Kleidung, die Better, die Reinigkeit und Bewegung der Kranken, nehmen muß.

Die Lust—dieses unentbehrliche Mittel für das Leben aller vegetrenden Körper—in dem Spitäle rein zu erhalten, soll eine der vorzüglichsten Sorgen seyn. Ich bin fest überzeugt, daß blos aus dieser Vernachlässigung, viele unserer Knappen sterben.

Der Bergmann arbeitet dreiviertel Theile des Tages in der Grube, stets bösen Wettern (verderbner Luft) ausgesetzt, und zu Hause in seinem kleinen eben so schlechten Loche — das noch überdies mit mehreren als seiner eigenen Familie angefüllt ist — arbeitet er abermals schlechte, faulende ein, die gewiß, wenn sie nicht die Ursache seiner Krankheit ist, doch unfehlbar sie ärger, gefährlicher machen, und das tödende Spitalfieber zuwege bringt.

Eben diese Krankheit ist aber auch in einem Epitale zu befürchten, noch leicht möglichster und gefährlicher, wenn nicht alle Vorkehrungen getroffen werden, welche die Luft reiner halten, oder wenigstens verbessern.

Die Luft eines Spitals kann verdorben werden

1mo. Wenn dasselbe in einer nassen, morastigen Gegend sehr tief, oder so liegt, daß es von den Winden nicht recht bestrichen werden kann;

Diese Ursache der Verderbnis der Luft ist aber bei dem hier zu errichtenden Epitale nicht zu befürchten, weil es auf einem erhöhten Platze gebauet würde, dessen Lage vor den genannten Schaden sichert.

20 Durch enge, niedere, mit Kranken angehäufte Zimmer.

Gemeiniglich folgt man bei dem Baue eines Spitals weniger dem Arzte, als dem Baumaster, weil dieser Ersparniß vorschützt, wenn er die Zimmer so niedrig macht, wie eine Mönchszelle, oder wenn er, um Baumaterialien zu sparen, einen so viel möglich kleinen Raum für eine grosse Patientenzahl widmet, dagegen der Arzt recht viel leeren Platz zur Bewegung der Luft wünschet.

Da ich diesen Eigenſinn hier nicht befürchte, und einen ganz andern Begriff von einem Spitale, als von einem traurigen Gefängniſſe habe, so ist in den beigelegten Rissen der Krankensäle Höhe auf brey Klaſter, weniger einen Fuß, die Länge auf zehn bis elf Klaſter, und die Breite etwas über vier Klaſter, bestimmt.

Um die Ainhäufung der Kranken in einem Zimmer zu vermeiden, wird es nothwendig seyn, in den größten Krankensälen höchstens zwanzig Franke unterzubringen, und diesen so vielen Raum einzuräumen, daß bey einer minder behutsamen Regel, auch mehrere unterkommen können.

So sehr ich auch glaube, daß in einem Saal von der angegebenen Größe ohne allen Schaden zwanzig Kranke gelegt werden können, so wünsche ich doch: daß man einen jeden Kranken, sobald er anfängt der Gesellschaft der übrigen Kranken durch Geschrey, Raserey, oder seine Krankheit lästig zu werden, oder sobald er sich dem Tode nahet, in ein anderes, abgelegenes, besonders Zimmer bringe, und da so lange liegen lasse, bis er ohne allen Nachtheil der übrigen Kranken, wiederum in ihre Gesellschaft gebracht werden kann.

Scorbutische, venerische, aussächtige Kranken dürfen aber gar nie in die größeren Säle aufgenommen werden, sondern müssen stets in kleinere Zimmer unterbracht werden — darum zum Theil, sind in dem Plane 3. kleinere Zimmer, ausgezeichnet worden.

310; Durch die Aussäufungen der Lichter, Nachtlampen, Stuhlgänge und Harnwäscher.

Diese Aussäufungen zu verhindern, oder wenigstens zu vermindern, muss von allen Seiten getrachtet werden. Daher soll es auch den Krankenwärterinnen nicht erlaubt werden, bey Thränenkerzen, Nachts ihre Verrichtungen vorzunehmen. Der Schein von ein Paar Nachtlampen, kann für

ihr Geschäfte hindringlich, und wo sie durchaus eine Kerze nothwendig haben, soll diese allzeit von Wachse seyn.

Die Nachtlampen (in Zimmern aufgehängen) verursachen einen lästigen Dunst, der die schwachen Augen, besonders die Lungen der Kranken stets reizet, den Kopf einnimmt, und Schwindsucht und Schmerzen verursacht.

Dieser Beschwernd kann abgeholfen werden, wenn über einer jeden Thüre der Krankenzimmer ein Loch durchgebrochen, und dieses auf jeder Seite mit einer Glästhüre, verschlossen wird. Durch die Mauer soll auf der Gangseite eine eiserne Möhre gezogen werden, die quer über den Gang sich durch dessen äußere Mauer in den Haushof schüete. Auf diese Art würden die Zimmer, und auch die Gänge genugsam beleuchtet, der Rauch und Dunst aber zu die freye Luft ab geleitet werden.

Es wäre zu wiünschen, daß bey der unvermeidlichen Nothwendigkeit, bey jedem Bettte in den Krankenzimmern einen Leibstuhl zu haben, sich ebenfalls ein Mittel angeben llesse, dem Schaden ganz abzuhelfen, den die faulen Stuhls gänge verursachen. Dieser ließ sich zum Theil

dadurch abhelfen: zwischen zwey Betten dort, wo immer ein Leibstahl zu stehen pflegt, unten in der Maner ein Loch zu machen. An dieses soll im Krankenzimmer ein hdlerner (wie die gewohnlichen) Leibstuhl angebracht werden, der das Gehaltniß für die Exkremeante in sich fassen; jedoch keine Rückenwand haben muß. Von aussen (in den Gängen) sind diese Löcher mit Thüren zu verschliessen. Nach jeder Stunde müste eine Krankenwärterin, oder ein Hausknecht in den Gängen diese Thüren öffnen, die Exkremeante wegnehmen, sie in den Schlauch leeren, oder in einen Abtritt, bis zur nächsten Visitte des Arztes, aufzuhaben. Eben so könnten in den kleinen Löchern, die Kelbsschüsseln oder Harngläser, zur Seite gesetzt werden.

Könnte man eben diese Vorsicht auch zwischen den Betten an den Gassenwänden anbringen, so würde es ein unschätzbarer Vortheil seyn; daß aber dieses nicht seyn kann, so ist es wenigstens gut, daß auf die erwähnte Weise, die Hälfte schädlicher Ausdünstungen beseitigt wird.

4to. Durch die grosse Hitze in den Krankenzimmern.

Die Hitze in den Krankenzimmern wird, besonders im Winter, durch die Heizung der Ofen

vermehrt. Es würde daher weit vorzüglichlicher seyn, statt der Ofen Kamine zu bauen, die aber von geflochtenem Eisenbrath Thüren haben müsten, damit sich nicht etwa rasende Kranken, durch das Feuer beschädigen.

Kamine bringen den Vortheil des wenigern Holzverbraudes, man kann nach Willkür das Feuer vermehren, oder vermindern, vorzüglich aber tragen sie wegen des Zuges, vieles zur Reisung der Luft bey.

Es ist möglich, daß man mit mir wegen dem Gebrauche der Kamine in den Krankenzimmer, verschiedener Meinung wäre, und statt dieses doch die gemeine Ofen vorgerichtet werden dürften? In diesem, und vielleicht in jedem Falle könnte der Ofen, welchen der Herr Hofmauthärtler von Nagel erfand, und Herr Dr. Fauchen beschrieb, wohl bisweilen den Vorzug haben.

„Dieser Ofen — welcher von gewöhnlicher Hafnererde, einer runden, gleichwerten oben gespolbten Gestalt, und einer mit dem Zimmerverhältnissmässigen Größe ist — steht auf einem elsernen Fußgestell.“

„ Mitten in dem Ofen muß ein eiserner, überall recht gut geschlossener Kessel nach der Form des Ofens (doch nur einige Zolle, jedoch enger und münner) als dieser, folglich frey eingemacht werden. “

„ Aus dem Boden des Kessels (welchem von allen Seiten die Flammen des auf dem gewöhnlichen Holzplatze brennenden Feuers berühren) geht eine eiserne Röhre durch den Ofen bis auf den Fußboden, wo sie sich in zwey Restetheilet, welche mit zwey Röhren — die von Holz oder Blech gemacht werden, gut befestigt seyn müssen, deren eine unter dem Fußboden, gegen die Nordseite, die andere eben so, aber gegen Mittag geleitet wird. “

„ Der Anfang der Röhre, welche aus dem Boden des eisernen Kessels geht, muß an denselben gut befestigt, und alle Fugen gut vermacht seyn. Die zwey unter dem Fußboden laufende Röhren enden sich aber, in den in der Mauer des Gebäudes, eigends dazu gemachten Röhren. “

„ Die zwey Reste der eisernen Röhre haben jede bey ihrem Anfange eine eiserne Klappe, die man nach Belieben schließen, oder öffnen kann. “

„In der Höhe des Ofens sind (an jeder Seite eine) zwey eiserne Verbindungsrohren des eisernen Kessels mit dem Ofen angebracht, deren eine Öffnung in den eisernen Kessel, und die andere in dem in den erdenen Ofen eigends dazu gemachten Löche sich endet. Diese Röhren müssen sowohl an dem eisernen Kessel, als an dem Ofen auf das beste befestigt seyn, und alle Fugen gut vermacht werden, damit der warme Luft aus dem Kessel, und dem Rauche aus dem Ofen, alle Nebenwege verschlossen sind.“

„Die natürlichen Ursachen, warum ein Zimmer mit solchen Ofen geschwinder, und gleich erwärmt, folglich die Luft beständig erneuert und gereinigt werden muss, scheint offenbar zu seyn, da der äussere Druck der Luft die in den Kessel enthaltene warme Luft mit Gewalt, durch die obere offene Röhre in das Zimmer treibt. Dieser Trieb soll mit desto grösserer Heftigkeit geschehen, wenn die auf der Gegenseite in den Fenstern angebrachte Lüftfänge (deren auf jeder Seite des Zimmers zween angebracht werden müssen) geschuetzt sind. Dabei wird angemerkt, dass ein Krankenwärter auf den Wind acht haben muss, denn z. B. wenn der Nordwind wehet, so wird die Klappe an den eisernen Rohrenrasten gegen die Nordseite auf, und die andere gegen Mitternacht zugemacht, da im Gegenthelle die Lüftfänge an den

hen Fenstern auf der Nordseite geschlossen, und jene auf der Mittagsseite geöffnet werden, und so umgewendet bey dem herrschenden Mittagswind."

„Wenn in jedem Zimmer zween solche Ofen angebracht werden, so wird vermuthet, daß die Luft in den Zimmern von den Ausdünstungen sehr gereinigt wird; daß die Zimmer geschwinder erwärmet werden, und die Wärme durchaus sehr gleich seyn wird.“

„Zu dem kost man von diesen Ofen zwey Vortheile, nämlich: daß durch die Öffnung oder Sperrung der Klappen die Wärme vergrössert oder vermindert werden, und man zur Sommerzeit bey gar zu grosser Hitze die Zimmer auf eben solche Art abkühlen kann, wenn man in die hölzerne oder blecherne Röhren Eis legt. Um dieses letztere bewerkstellten zu können, muß nahe bei dem Ofen eine Öffnung gemacht werden, die aber besondres gut schließen soll, wenn dieselbe zugeschellt ist.“

Im Sommer kann die Hitze auch durch Öffnung der Fenster, oder durch die Aufstellung frischer Bäume in den Krankenzimmern, und durch Sommerfenster abgehalten werden. Letztere können auch Winters und Sommerszeit in der Rück-
sicht

sicht bieuen, daß man damit die Lichte in den Zimmern abhalten, oder zulassen kann.

Musser dieser zur Luftriehlung zu machen den Vorlehrungen, sind vorzüglich Ventilatoren nothwendig. Des berühmten preußischen General Chyrurgen Herr Thedens Ventilator verdient vor allen den Vorzug, und wird auf folgende Art vorgerichtet,

„Es werden Zugröhren von Brettern (acht Zoll im Diameter weit, und 10 bis 16 Fuß lang) am Fußboden angebracht, indem durch die Wand ein Loch zur Aufnahme der Luft und dieser Zugröhren gemacht wird. — Er wählte zu dieser Oeffnung in der Wand die Gegend des Zimmers, von welcher man die reinste Luft erhalten könnte. — Derjenige Theil der Zugröhre, welche durch die Luft geführet wird, bleibt der freyen Luft gesetzt; im Zimmer aber wird ein Stöpsel von einem passenden Brette in die andere Oeffnung der Röhre gebracht. Oben in einem Ecke des Zimmers wird eine trichterförmige Oeffnung gemacht, worein man einen Trichter einpaßt, dessen grösster Umsang, sich in dem Zimmer setzt, und über elnen, ein halben Fuß beträgt. Die eingemauerte spitze Endigung derselben aber hat nur 3 Zoll im Diameter, muß mit einem Stöpsel versehen seyn, und setzt sich in die freye Luft.“

„Dreymal des Tags, vorzüglich aber vor den ordentlichen Besuchen der Aerzte, und vor und nach dem ordentlichen Verbinden der Wunden, müssen beyde Stöpsel sowohl aus der Zugröhre, als aus dem Trichter hinweggenommen werden. Da dringet dann die frische Luft durch die lange Röhre am Fußboden in das Zimmer, jagt die faule durch die trichterförmige Öffnung, hinaus, und so werden die Zimmer in einer Viertelstunde gereinigt.“

„Die Reinigung der Luft wird durch Ventilatoren sicherer und wohlsfeiler bewirkt, als durch die gewöhnliche Räucherungen. Es ist bekannt, daß das Räuchern, besonders mit aromatischen Tüchern die Luft nicht eigentlich verbessert, sondern nur zum Theil verändert. Selbst saure Zündpfeife verbessern die faulende Luftpartikeln nicht ganz, und sind noch dazu den reizbaren Kranken schädlich.“

Zur Reinhalzung der Luft ist es noch überdies nothwendig, die Betten in den Krankenzimmern nicht, wie es sonst zu geschehen pflegt, mit Vorhängen zu versehen. Die impesistirende Luft wird durch diese um jeden einzelnen Kranken konzentriert; und zu was endlich; die unnütze Auslagen für Vorhänge (die nur eine übel angebrachte Delicatesse fordert) bey Männern,

die mit allen Unbequemlichkeiten des Lebens vertraut, und mit der täglichen Gefahr des Todes vertraut sind. Die Zinntier und alle Gerathshäuser müssen öfters gesäubert werden. Es ist scharf zu sorgen, daß kein Unrat in der Nähe des Spitals geduldet, besonders aber, daß die Echlaiche der Abritte öfters gepunkt werden. Die Leichen sollen nie länger, als es die öffentliche Sicherheit fordert, im Hause liegen bleiben; und jedesmal — so bald man von dem gewissen Tode überzeugt ist, und sie entweder zu keiner anatomischen Section benutzt, oder schon gebraucht hat — mit Ralch bestreuet werden.

Ungeachtet ich glaube, daß durch diese Vorschriften die Spitalluft unschädlich wird, so wäre es doch zur größeren Sicherheit vortrefflich, wenn man alle Kranken (bei hinlänglichem Raum) aus ihren gewöhnlichen Krankenzimmern täglich einmal in ein anderes brächte.

Dieses könnte, ohne daß dem Kranken das durch die geringste Unbequemlichkeit verursacht würde, geschehen: wenn man die Füsse eines jeden Bettes mit kleinen Mäderien versähe, mitterweile das gewöhnliche Zimmer reinigte, und durchlüftete, und sobald dieses geschehen, die Kranken wiederum in ihr voriges Zimmer brächte.

Da der eigentliche Endzweck eines Spitals für das hiesige Bergvolk die bessere, geschwindere, und mehr sichere Heilung von der Krankheit ist, so geschieht es blos diesen Endzweck gewisser zu erreichen, nicht aber wegen der Armut des Volkes allein: daß man mit der Arzney und Wartung auch Wohnung, und Kost verbindet.

Daher muß die Nahrung nicht leckerhaft, nicht überflüssig, wohl aber gut bereitet, und hinlänglich seyn. Von einer solcher Nahrung verspreche ich mehr Nutzen für das kalte Bergvolk, als von dem kostbarsten Arzneykonsumo. Das fehlerhafte in der Nahrung ist eine der Hauptursachen, warum der kalte Hauer länger siehet, warnnt er eher stirbt, als es ausser dem geschehen wäre.

Die fehlerhafte Nahrung besteht bei dem kalten Hauer entweder in dem gänzlichen Mangel der Lebensmittel, der nicht selten so groß ist, daß der Arzt vielmehr eine Suppe, als eine andere Arzney aus der Apotheke verschreiben sollte; oder der Kalte ist (weil er nichts anders hat) alle die schwer verdauende Speisen auch während ger Krankheit, die ihm während der Gesundheit gewöhnlich sind, deren vorzüglichster Theilaus Schweinefleisch und Räß besteht.

Diesen Diätfehlern kann gänzlich durch eine gute Speiseordnung in dem Spitäle abgeholfen werden. Vor allen, was ich über diesen Gegeustand anrathen könnte, wähle ich diejenige Speiseordnung, welche in dem Allgemeinen Krankenhaus in Wien, für den gemeinen Mann bestimmt ist. —

"Kranken, welche Fleischbrühen geniesen dürfen, wird dieselbe, so oft sie der Arzt verordnet abgereicht; darf aber ein Kranke auch außer dieser noch andere Speisen geniesen, so erhält er im Verhältniß seiner Kräften, und der Umständen der Krankheit, die Speisen in folgender Veränderung

Ex bekommt:

„Bey der schwachen Portioit“

Früh eine Schale Fleischbrühe, Mittags Trunkpanat; Nachmittags, wenn es voreubethen, Fleischbrühe, Abends Suppe mit Brodschnitteln, oder Panat.

„Bey der Viertel-Portioit.“

„Frühe eine Schale Brühe; Mittags Suppe mit Reis, oder eine gekochte Speiß, Obst oder

oder grüne Speiß; Abends Panatet, gerollte oder geriebene Gerste; für einen halben Kreuzer Semmel.

„Bey der Drittels-Portion.“

„Früh Fleischbrühe, Mittags Suppe mit Reiß oder Mehlspeiß, $1\frac{1}{2}$ Bierling Kalb- oder Lammfleisch in einer Brühe, Zugemüß, oder Obstspeiß, Abends Panatet, oder eingekochte Mehlspeiß, für 3 Pfennige Semmel.“

„Bey der halben Portion.“

Früh Fleischbrühe, Mittags Suppe mit Reiß oder Mehlspeiß, fünfmal die Woche $1\frac{1}{2}$ Bierling Kalb- oder Lammfleisch mit Brühe eingemacht. Zweymal die Woche Lungennuß, oder eingeschnittenie Lunge. Abends Suppe mit Gerste, Reiß oder Mehlspeiß. Obst oder grüne Speiß. Zweymal die Woche geschnittene Ruttelsflecke, wenn es die Krankheitsumstände zugeben. Für 1 Kreuzer Semmel.“

„Bey der ganzen Portion.“

„Früh Einbrennsuppe mit Brodschnitteln, Mittags Suppe mit Gerste, Reiß, Ortes, oder Mehlspeiß, $1\frac{1}{2}$ Bierling Rindfleisch, Zugemüß.“

gemäß. Abends alle Tage Suppe, wie bey der halben Portion. Sonntags, Dienstags und Donnerstags Rottelflecke, oder eingeschnittene Lunge. Montags, Freitags Zugemüß, oder Obstspeiß. Mittwochs und Samstags Lungenstrudel, Grieß, oder Leberkuddel, für I Kreuzer weisses Brod."

„Sollte für einige diese Portion Brod nicht hinlänglich seyn, so soll auf Verordnung des Arztes mehr abgereichert werden.“

„Kranke, welchen Weinsuppe oder Milchspeisen zuträglicher als Fleisch sind, werden sie bekommen.“

„Eben so sollen diejenigen, für die Fleischbrühen schädlich wären, statt diesen gute Wassersuppen bekommen.“

„Denen, so die ganze Portion geniessen, soll auf Verordnung und Erlaubniß des Arztes Bier oder Wein gegeben werden.“

Es können sich Fälle ereignen, daß von dieser Speiseordnung Ausnahmen gemacht müssen werden, denn der Arzt muß immer Rücksicht auf die sonst dem Kranken gewöhnliche Lebensart, auf seine zuweilen während einer Krankheit ungewöhnlichen

lichen Nahrungsbegierden nehmen. Vergleichende Ausnahmen müssen dem Arzte nicht verwehrt werden, sie sollen aber nicht zu oft, und nicht so geschehen, daß dadurch die gewöhnliche Ordnung gestört werde.

Auf die Zubereitung der obgenannten Speisen muss der Arzt des Hauses genau wachen. Er muss daher öfters in den gewöhnlichen Speisestunden bey der Vertheilung der Speisen gegenwärtig seyn, sie kosten, und die angetroffenen Fehler gleich ahnden. Gewöhnlich aber soll einer der Uffsteuteen dieses Geschäft besorgen, die Verwechslung der Speisen verhüten, und das Fehlerns sogleich anzeigen.

Die Versorgung der Kranken mit Speisen soll einem redlichen, verständigen Mann aufgeragen werden. Mir scheint es viel nützlicher zu seyn, über dieses Geschäft mitemand (der sich dazu finden dürfte) einen Vertrag zu errichten, daß er um einen mäßigen, für jede Speise zu bestimmenden Preis, dieses Geschäft übernahme, als einen eigenen Tracteur sonst allen seinen Gehilfen zu besolden, und die Bevorschaffung des Nahrungsvoorrathes von Seite der k. k. Bergkammer zu besorgen.

Durch das letztere würde ungähnlichen Beträgen gerehen Thür und Thor geöffnet, und alles, was verdürbe, dem Hause zur Last fallen. Im ersten Fall aber müßte der Tracteur alle seine Gehilfen selbst bezahlen; den Vorrath der Lebensmittel auf seine Gefahr beschaffen; die Küche, die Speisekammer, und den Keller mit denen Requisiten, die von Holz und Eisen seyn müssen, selbst versorgen. Es soll ihm aber durchaus verboten seyn, zum Kochen kupferne oder zinnerne Geschirre zu gebrauchen, weil man wegen der Gefahr, welche durch Speisen in Kupfer und Zinn zu befürchten ist, gesichert seyn muß.

Mein Rathe wäre, alles Küchengereschirr, welches stets gebraucht muß werden, so wie jene Gefäße, die für das gewöhnliche Getränk in den Krautenzimmern nöthig sind, von Eisen machen zu lassen. Dieses sogenannte Gesundheitsgeschirr ist dauerhaft, und für die Gesundheit unschädlich. Ich glaube, daß die Fabrik dieser Geschirre in Wien sehr billige Preise bey der Bestellung machen würde, und der Tracteur müßte für alle ihm übergebene Geräthe bürgen.

Die Worthelle, welche einem Mann (der alle die erwähnten Pflichten über sich nähme) nebst der mäßigen Bezahlung für die gelieferten Speisen zufließen dürften, wären: unentgeltliche Wohnung

nung und freies Holz. Hingegen müßte er es sich gefallen lassen, für jede nicht gehörig zubereitete Speise, oder andere in seinem Fache begangene Gebrechen, einen verhältnismäßigen Geldabzug zu leiden.

Unter die Nahrung kommt noch das Geträufe zu rechnen, unter welchem, außer dem, das die Apotheke zu liefern hat, Wein, Bier, und Wasser zu verstehen ist.

Das Bier und den Wein in Vorrath zu halten, käme ebenfalls dem Tracteur zu. Er könnte beydes von der k. l. Bergkammer in der besten Qualität in Verlag bekommen, davon an die Kranken das Erlaubte, und an das Spitalpersonale (für dessen Bezahlung) das Wendigste abgeben, und das Abgesetzte dem Spitalschreiber verrechnen.

Wasser in Menge bey dem Spital zu haben, fordern die Kranken, die Küche, die Apotheke, und die Waschweiber. Eine wasserreiche Quelle unweit dem Spitalplatze läßt vermuthen, daß die zwey Brünne, welche im Spitalhofe gesgraben müßten werden, die Erforderniß des Wassers sichern werden. Ich habe das Wasser der erwähnten Quelle untersucht, und gefunden, daß es weich, rein, hell, geruch- und geschmacklos,

und im Sommer sehr kalt sey; daß es eine unmerkliche Quantität erdichter Theile in sich habe, die Seife leicht auflöse, und die Hülse früchte bald welch siede, folglich zum Genusse tauglich und allerdings anwendbar sey.

In allen gut eingerichteten Krankenhäusern ist es gewöhnlich, die Kranken mit einer eigenen Spitalkleidung zu zieren. Dieser Gebrauch ist thöblich, weil durch die Gleichheit Reid und Pracht entfernt wird; er ist nothwendig wegen der Reinlichkeit. Über diese Kleidung muß ganz einfach, weder zu warm, noch zu kalt seyn. Sie muß blos dazu dienen, die Wölfse der Kranken zu decken, und vor Kälte zu schützen. Zu diesem wäre folgende hinlänglich:

Ein Schlafröck; ein langes Unterbeinkleid (das unter den Fustindchen zu binden ist, das mit es sogleich statt Strümpfen dienen kann) ein Hemd; eine Schlafhaube, und Pantoffel.

Schlafröck, Weinkleid, und Pantoffel werden nur dann gegeben, wenn der Kranke nicht im Bette liegen muß. Hender und Schlafhauben müssen aber in einer beträchtlichen Zahl vorhanden seyn, weil sie oft gewechselt und gereinigt werden müssen.

Das nämliche (was bei der Kleidung) das ist auch bey dem Bettgeräthe zu beobachten. Es muß nicht zu viele Wärme verursachen, und zu viele Kälte abhalten. Federbettet sind zu kostspielig; machen das Krankenlager zu einem Feuerpfahl, und bringen die Gässe zur Faulung. Alles was der gemeine Kranke Mann fordern kann, ist;

Ein Strohsack samit bergleichem Kissen, zwey Betttücher, zwey Halbbözen, und ein Kopfkissen mit Kopfhaaren gefüllt.

Die Betttücher, auch die Kissen müssen oft gewechselt und gewaschen werden.

Die Schminke, und das Wehikel aller Vorlesungen im Spitäle muss die Reinigkeit seyn. Vom Direktor bis zum Küchenjunge herab, wird Reingehalt von jedem (der sich dem Dienste der Kranken widmet) gefordert, und der Kranke muss in dem höchsten Grade von Sauberkeit, erhalten werden. Die Reingehalt bey Kranken beobachtet, ist schon für sich selbst ein vorzelsches Gesundungsmittel. Daher muss der Kranke, wenn er es selbst nicht thun kann, so oft nur möglich von Ungeziefer und Schmutz gereinigt werden, daher sollen ihm Nasentüchel gegeben, und wenn er zur Nothdurft nicht aufstehen kann, Löffel,

schüsseln im Bettte untergezehzt werden. Die Krankenwärterinnen müssen auch für öftmalige Erneuerung des Strothes in den Bettern, und für die Reinlichkeit des Fußbodens, sorgen.

Zur Reinhaltung, und als ein oft unentbehrliches Genesungsmittel, wird bey einem gut eingeschichteten Spitäle ein Bad gefordert. Dieses muß mit allen Erfordernissen versehen seyn, daß es sowohl zu Tropfbädern, zu Dunstbädern, Aufbädern, und solche für den ganzen Körper, sowohl mit Kräuterabkochungen, als mit warmen oder auch kalten natürlichen Wasser, dienen kann.

Beständige Ruhe und Lage auf einem Flecke schadet den Kranken, besonders den Rekonvaleszenten. Daher muß ihnen anständige Bewegung mit Zähmlichkeit zugelassen, ja sie müssen sogar dazu gezwungen werden. Von andern unterstützet, müssen solche Kraukte, denen Bewegung nöthig ist, in den geräumigen Krankensälen herumgeführt werden. Rekonvaleszenten, die sich ohnehin so wenig als möglich in den Krankensälen aufzuhalten sollen, können sich zu ihrer Bewegung der Gänge des Gartens, oder der Sauberung und Aufräumung ihrer Zimmer bedienen.

Auf die beschriebene Art und Weise (glaube ich) wird die Kraute Knappenschaft gut und ges-

gewissenhaft versorget werden. Wird dabei noch denselben mit Gelindigkeit, mit aller möglichen Schonung, mit menschenfreundlicher Zerstreuung, und väterlicher Sorgfalt begegnet; kann der Kranke eine Reihe ruhiger Tage nach überstandener Krankheit, bis zur Erholung seiner Kräften, im Spitäle durchleben — welches aber doch, zur Verhüttung eines neuen Lebels nicht zu lange Zeit geschehen darf — So ist aller Segen, und alles das Gute zu hoffen, was eine so heilige Unzustand gewärtigen lässt. Der gemeine Hauer kann zu den Schoose selber Angehörigen mit Mannskraft, und gesundem Blute zurückkehren, und dankbar für die empfangenen Wohlthaten, sich zur Arbeit einzufinden.

Damit aber der erst morsch gewesene Körper, durch gleich auf einmal wiederum anhaltende Arbeiten, nicht wieder geschwächt werde, so soll er von geringeren Arbeiten zu mühsameren übergehen, und so stufenweise die Sorge für die seines Leidens übernehmen, welche während seines Leidens, die die öffentliche Sorgfalt ihm abnahm.

Die Sorge für die Angehörigen der Bergknappen, während ihren Spital Aufenthalte, zu übernehmen, gebeut Willigkeit und Menschenliebe.

Wenn der Hafer während seiner Krankenheit im Spitäle mit Arznen, Wartung, Kleidung, Beute, und Nahrung besorgt werden soll, so muß nothwendig alles dasjenige, was ihm an Krankengeldern, oder anderen während einer Krankheit, dem hiesigen Volke gewöhnlichen Zuflüssen zufällt, dem Krauenhause zugewendet werden, damit dieses für die grossen Auslagen gesichert werde.

Auf solche Art verliert aber das Weib samt den Kindern des Kranken ihre Nahrung, und würde also für die bessere Verpflegung ihres Gattens, durch den Mangel der nothigsten Lebensmitteln in noch grösseres Elend gestürzt werden, wenn nicht Vorkehrungen getroffen würden, sie vor Hunger zu schützen.

In dem fünften Abschritte werde ich anzugeben die Art, welche mir am thunlichsten scheint, Weib und Kinder, so lang der Mann im Spitäle ist, zu versorgen, ohne durch diese Anstalt dem Staate, und dem höchsten Aerarium, eine neue Last zuzuwenden.

Die von mir beschriebene Krankengestalt, kann und soll diese menschenfreundliche Handlung (unterstützt durch die ihr zufallende Einkünfte) ausüben. Sie wird sich dadurch noch ehrwürdiger, und dem Volke empfehlungswerther machen.

Dritter Abschnitt.

Von dem Spitalpersonale und dessen Pflichten.

Kranke von ihren Gebrechen hellen, kann man in jedem Winkel der Welt! Mit der Heilung aber alle mögliche Klugheit verbinden, für Sicherheit von aussen, für Hilfe von innen sorgen, nur — in einem zweckmäßig eingerichteten Krankenhouse,

Diese grösseren Worteile hängen nicht allein von der besseren Wahl der physischen, wohl aber der moralischen Mittel ab. Von den ver-einwirkenden Kräften, aller in dem Krankenhouse zum Dienste der Kranken gewidmeten Menschen, lassen sich die am Eingange dieses Abschnittes erwähnten Worteile, nebst der Absicht Gutes zu thun, gewiss erwarten; und ich glaub es mit aller Wehrheit versichern zu können, daß man nirgends so viele Thätigkeit, so viel Mitleid, so viele Menschenliebe, vereint mit wohlthätigen Gesinnungen auftrifft, als in gut eingerichteten Hospitals.

Es wird, wie mir scheint nicht undienslich seyn, hier einen kleinen Abriss von allen den Pflichten

ten zu entwerfen, welche nachstehende, in dem hier zu errichtenden Krankenhaus, anzustellende Personen auszuführen übernehmen, und geloben müssen.

A. Der Arzt des Hauses soll ein, auf einer erbländischen Universität, rechtmäßig promovirter Medicinæ Doctor, und jedesmal ein solcher seyn, der sich bereits in Diensten der k. k. Bergkammer ausgezeichnet hat, folglich mit der Lebensart, den Krankheiten und Gebräuchen des Bergvolkes, bekannt ist.

Da es vorzusehen ist, daß die hohe Bergkammer nur einem solchen hier jederzeit das Amt eines ersten Berg- und Kammerarztes übertragen wird, so soll dem die Direction des Spitals übertragen werden, und es wird seine Pflicht seyn: das Geschäft des Spitalwesens eifrig und vernünftig zu besorgen. Er muß es mit Wärme fühlen, daß man ihm das Leben vieler tausenden der nützlichsten Staatsglieder anvertrauet, und daß er eigentlich die Seele ist, welche den ganzen Spitalskörper beleben soll.

Seine Pflicht wäre es dennach: die strengste Ordnung im Hause handzuhaben; auf die pünktlichste Ausübung der Pflichten aller im Spital angestellten Dienstleuten zu wachen; die nothe
leidende

leidende Franke Knappenschaft mit ihrer Auswahl aufzunehmen; mit allen Erfordernissen eines Kranken zu versorgen, und sicher, geschwind, und wohlseil zu heilen; nebstdem aber noch, weil er der gewöhnliche Arzt für die sieben Niederhungsrischen Bergstädte ist, über die Gesundheit aller in diesem Bezirke wohnenden königlichen Bergknappen, und die Berg-Kameral-Dörtschaften, zu wachen.

„So lange ich das Glück haben werde, in meiner gegenwärtigen Lage dem größten der Monarchen, und dem angesehendsten Staate zu dienen; so lange werden mir die Augenblicke die liebsten meines Lebens seyn, welche ich dem hiesigen Bergvolke, und dem Spitäle widmen kann. Die Wichtigkeit des Gegenstandes ist mir Bürge, daß jeder meiner Nachfolger die Gefünnungen mit Herzensfreude hegen wird, welche ich hiermit feierlich angelobe.“

B. Der Mundarzt. So wie es zu vermuthen ist, daß bey Erledigung der Stelle des Leibarztes jedesmal der geschickteste von den k. l. Bergärzten gewählt werden dürfe: so ist diese Beobachtung ebenfalls bey den Mundärzten zu vermuthen. Solche Besförderungen sind Aneiserungen, und zugleich das sicherste Mittel, zur strengsten Pflichtenausübung.

Die Pflicht des Wundarztes sollte seyn: die äusserliche Heilung der Kranken zu übernehmen; dem ersten Arzte bey der Aufsicht zu helfen, und also bey der Abwesenheit desselben, seine Stelle zu vertreten. In dem letztern Falle (der sich besonders, bey dem ersten Arztes etwa nöthigen Excursionen auf das Land, ereignen kann) dürste auch der hiesige Stadtarzt zur Hülfe genommen; und zu diesem Ende, von der Spitalsanstalt mit ihm ein Vertrag gemacht werden. *)

C. Der Rechnungsführer oder Spitalschreiber hätte alle Mobilien des Hauses,

das

- *) Nach friglicher kann die nöthige Ausküsse durch den auf dem Windshacht wohnenden z. B. Bergarzt geschehen; wenn dessen Stelle nicht etwa durch ein großes Arsenhaus, als überflüssig angesehen würde. Indessen habe ich auf dessen Besoldung und Emolumenten eben so, wie auf die dortigen Wundarztes bey denen in diesem Plane für das Spital (im 5ten und 6ten Abschnitt) als nöthig angeführten Auslagen und Einnahmen keine Rücksicht genommen, weil ich vermuthe, daß bezüglich wegen der Entfernung von der Stadt, zur Sicherheit der dortigen Beamten und übrigen Bewohner dort noch immer Verbündete könnten, obwohl die dort wohnende Knappenschaft ebenfalls, in dem Krankenhouse verpflegt werden müste.

das tägliche Nahrungs-Consumus, die Zahl der Kranken, und die Krankenwärter unter seiner Aufsicht; eine kleine Handklasse zu führen; die Rechnungen und Anzeigen darüber zu versetzen, und dem wohlgeblichen Amte zu übergeben.

D. Der Geistliche oder Geelsorger würde ohne Erinnerung die Pflichten seines Standes, bey Kranken und Sterbenden ausüben, ohne sich in die anderen Geschäfte des Hauses zu mengen.

E. Ein medizitischer Assistent. Dieser könnte entweder ein junger Mann seyn, der sein medizinisches Studium bis auf die erhaltene Doktorwürde vollendet, oder bereits das Doktorat erhalten hat. In beyden Fällen sollte er aber von der vaterländischen, d. i. von der Pesther- Universität, mit Facultätszeugnissen seiner Geschicklichkeit genommen werden, damit die Gelegenheit zur praktischen Kenntniß, auch in diesem Lande vermehret werde;

Seine Pflichten würden seyn: auf die Kranken des Spitals, und die richtige Befolgung des Angeordneten zu wachen, nach erhaltener Anmel- dung die frank Gemeldete in ihren Häusern zu besuchen, ihre Tauglich- & über Untauglichkeit für die Spitals-Aufnahme zu melden, und sich ganz

(soviel es seine Kenntnisse gestatten) dem Kranken dienste zu widmen.

F. Zwey chirurgische Missenten werden eben die Pflichten bey äusserlichen Fällen zu beobachten haben, wie der medizinische, bey innerlichen:

G. Der Apotheker hätte sich genau seines Eides zu erinnern bey jedem Schritte, die Arzneien um die zu bestimmende Taxe in besser Qualität zu liefern, und sich in allen nach den (zu entwerfenden) Haustregeln, und dem zu richten, was in dem Artikel des Apothekengeschäftes, angemerkt wurde.

H. Die Krankenwärter sollten eigentlich aus dem weiblichen Geschlechte gewählt werden, weil dieses das Verdienst einer grösseren Thätigkeit, mehrerer Entschlossenheit, und mitleidigerer Pünktlichkeit bey den Kranken hat.

Ihre Pflichten wären: die Wartung des Kranken; die in dem dazu bestimmten Küchelchen vorzunehmende Bereitung der Umschläge; die Reinigung der Krankenzimmer, und ihrer Geräthe; das Waschen der Krankenkleidungen und Bettwir; Saftinrich und Güte des Herzens; Süchtternheit; Wachsamkeit, und Gehorsam;

Da der Pflichten so viele sind, da es nothwendig ist, wenigstens in jedem Krankenzimmer zwei Wärterinnen zu haben, diese aber unmöglich Tag und Nacht ausdauern können, folglich mit andern abwechseln müssen, so ist es gewiß nicht zu viel, wenn ich 48 an der Zahl annähme.

Diese könnten aus der Reihe noch stärker pensionirter Wittwen genommen werden, wodurch ihr Wittwengehalt zum Vorteil des Spitals erspart würde. Die deutschen wären aber den sogenannten vorzuziehen, weil jene sich besser als diese, in ähnlichen Fällen belehren lassen.

L. Vier Hausknechte sind nothwendig zur Heizung der Defen, Sauberung der Gänge und des Hofs, zur Förderung, und zum Schnethen des Brennholzes, und zum Herbeiholen der Kräuter, wozu einige Tragsessel beyzuschaffen sind.

K. Ein Thormärter würde, am Eingange in das Spital, Wache halten, daß niemand in das Krankenhaus eintrete, welcher nicht unmittelbare Geschäfte dort zu besorgen hat. Er würde die lästigen und gefährlichen Besuche abhalten, und allen Unterschleichen vorbeugen.

Damit neue Unkosten erspart würden, könnte dieses Amt einem von den hiesigen Kammerha-

dücken übertragen werden, den wöchentlich ein anderer, ablösen müßte.

Dieses wäre also ein kleiner Abriß derjenigen Pflichten, welche die in dem Spitale nöthige Personen, auszuüben hätten. Ich habe sie hier nur überhaupt berühret, es würde aber meine Pflicht seyn (wenn die Spitalsanstalt zu Stande käme) für jedes Individuum eine eigene Instruction auszuarbeiten, in welcher auch der mindeste Punkt derseligen enthalten seyn soll, was sie zu leisten haben.

B i e r t e r A b s c h i t t.

Von dem Spitalgebäude und dessen Meublirung.

Bey dem Bau eines Krankenhauses ist es mehr, als bey jedem andern öffentlichen Gebäude nothwendig, auf die Beschaffenheit des Grundes und Bodens, auf die gesunde Lage derselben, auf die Natur des Wassers, und besonders der Luft zu sorgen; weil dasselbe ohne dieser Vorsicht eine Leichengrube, oder wenigstens, eine Giechenquelle würde.

Ein solches Haus muß daher auf einem solchen Platze ausgeführt werden, wo es die übrige Stadt weder ihrer verdächtigen Luft beraubet, noch diese durch desselben Ausdünnungen, und Ausflüsse verunreinigt wird. Es muß dazu ein trockener Platz gewählt werden, um dasselbe vor aller Mässigkeit und Feuchtigkeit zu schützen; daher sollen auch die Baumaterialien, gut und nicht wasseranziehend seyn. Es soll so viel möglich auf eine Unbeschwertheit, und so gestellt werden, daß die Luft ohne Hinderniß durchströmen könne, und die Nordwinde nicht ganz gehindert werden, die faulnisschwangere Dünste zu zerstechen, eine reine Luft herzustellen, und die Atmosphäre abzukühlen. Es soll endlich nach Thunlichkeit im Mittelpunkte dersjenigen Gegend liegen, dessen Bewohner auf dasselbe, gegründete Ansprüche haben.

Einen solchen Platz hier aufzufinden, war äusserst schwer. Ich und die zur Bestimmung des Platzes deputirte Herren Bergverwalter waren besessen, mit dem zweyten Bergarzte, und den beiden Bergchirurgen, einen solchen zu bestimmen; aber! alles Suchen war vergeblich, und wir hatten nur aus zweyen zu wählen. Bei dem öbern Thor dersjenigen, auf welchem das Trossische - das Walterische - und das Vorberische Haus liegen, oder — den sogenannten evangelischen Gemeinde-Garten, der ikt dem Herrn Klausen gehört. Nach

dem einstimmigen Urtheile aller beygezogenen Werkmeister, fiel die Wahl auf den letztern, weil dabei der Kaufpreis leichter, weniger Planierung erforderlich ist, und im ganzen geringere Bauanschläge nöthig sind.

Dieser Platz (zu welchem auch der Fidlerische Meierhof zu rechnen ist) liegt zwischen dem innern Stadt- und dem Dillner Thor. Er wurde gewählt, weil er alle die erforderlichen Eigenschaften hat, und Raum genug übrig ließ, das im vorigen Jahr (1785.) von dem k. k. Berggerichte, in Vorschlag gebrachte Waisenhaus mitzufassen. *)

Da nun aber das Waisenhaus nicht vorgesehen wird, so bleibt der Platz dem Krankenhaus allein geröldmet. Aber! ungeachtet ist des Platzes Kaufpreis auf das Spital allein fällt, so ist doch allerdings Gewinn dabei, weil das Haus von allen Seiten frey stehen kann, der Zugang der Lust von keiner Seite gehemmt wird, und

das

*) Dieses wurde in einem Grundrisse gezeichnet, der den ganzen Umfang des Platzes, geometrisch aufgenommen, enthielt, hier aber wegblikt, weil er zu Lokal ist, folglich den Preis des Buches umsonst vermehrt hätte.

das Spital auf dem ist dazu bestimmten Platze, noch eine bessere Lage befindet. Würd dasselbe nun weiter hinausgerückt, so kann der fahrende Theil des Gebirges vermieden; ein grosser Theil von Auslagen (der auf die Planierung gewendet werden müste) erspart, und so viel Raum gewonnen werden, daß bey (wie möglich) sich ereignenden Fällen, das Krankenhaus vergrößert werden könnte.

Das Krankenhaus fordert — den kleinen Vorprung, welchen die Kapelle macht, abgerechnet — einen Raum, der in der Breite fünf und zwanzig Klafter, in der Länge aber 52 Klafter beträgt; folglich bleibt noch ein Grundstück von 254 Klaftern übrig, welches zu Gartchen für die Spitalbeamte, vorzüglich aber zu einem grossen Küchengarten, zum Besten des Spitalkoches gegen dem verwendet werden sollte, daß die Melonvaleszenten in demselben herumspazieren können; jedoch müssen darin alle grossen hohen Bäume umgebauen, und kein solcher gebuldet werden, daß mit nichts den Zugang der Lust hindere.

Nun wende ich mich zu dem Entwurfe des Spitalgebäudes selbst, den der hiesige Stadtbau-meister hr. Pirker, nach meiner Angabe, in bey-sfolgenden Grundrissen (I und II) gezeichnet hat.

Das obere Stockwerk enthält blos die Zinnek, welche für die Kranken bestimmt sind. Ich habe aus den Gründen, welche ich bey der diatesischen Krankenpflege ausführte, mehrere Abtheilungen, und zwar folgende gemacht.

Vier Säle sind als die allgemeinen Krankenzimmer zu betrachten; deren jedes 10 bis 11 Klafter lang, und über 4 Klafter breit ist. Zu jedem können bequem 20 Bettstäbe angebracht werden, zwischen welchen ein Raum, von mehr als 3 Schuhern bleibt. Der Raum im Mittelpunkte des Saales beträgt, von einer Bettstelle zur andern, 13 Fuß.

Ihre Einrichtung besteht in Bettstätten (ohne Vorhänge) eine Klafter lang, und drittthalb Fuß breit. Am Fußbrette desselben werde ein Brettchen angebracht, für die Gefäße mit den Arzneyen. An beiden Seiten der Bettstätten werden Ringe angebracht, durch welche Gurten gezogen werden, wenn Kranken zu binden sind. Eine der unteren Bettsäulen ende sich in eine mit einem hölzernen Hacken versehene Stange, worauf der Schlafrock und die Kleinkleider des Kranken, gehangen werden. Ober dem Kopfthelle befindet sich die erwähnte Schreibtafel. Neben jedem Krankenlager werde ein hölzerner Leibstuhl gesetzt, welche obenbeschriebenermassen an den Gangwän-

wänden ohne Rückbrette, an den Gassenwänden aber ganz seyn sollen. In jedem Zimmer werde ein geschnitztes Kreuzbild mit einem Bettgeschmied aufgestellt; auch müssen in jedem Zimmer zwei Schirmwände, und zwey Schlafessel vorhanden seyn. Erstere nützen um vor das Bett gerückt zu werden, wenn ein Kranke von dem andern nicht gesehen werden soll; die letzteren, daß solche Kranken darauf sitzen können; die, während ihrer Krankheit, oft außer dem Bette bleiben müssen.

Acht kleinere Zimmer (davon sechse auf fünf Kranken, und zwei auf viere angegeben sind) sind, wegen den weiter oben angezogenen Ursachen nothwendig. Sie dienen aber nicht blos dazu, um die gefährliche, oder kontagiose Kranken dahin zu verlegen, sondern auch, daß (bey leeren Betten) in selbe auch solche Parthenen aufgenommen werden können, die um ihre Bezahlung, im Spitäle versorgt zu werden verlangen. — Die Menüblirung dieser Zimmer sey eben dieselbe, wie der grösseren, nur darf der Schirm und Schlafessel nicht doppelt seyn; die Werkstatt aber können so gestellt werden, daß — wenigstens bey den meisten — die Exrementenbehältnisse, von aussen weggenommen werden können.

Die Höhe sowohl dieser, als der grösseren Krankenzimmer, beträgt 3 Kläster weniger einen

Fuß, die Fenster müssen von dem Fußboden eine Klafter hoch erhöhet, und ihre Brüstungen ausgemauert seyn. Diese Erhöhung ist nothwendig, um, für die vortheilhafteste Unterbringung der Bettstätten, hinlänglich Platz zu gewinnen.

Die Wartung der Kranken bringt es mit sich, öfters im Tage Klystire zuzubereiten, warme Umschläge zuzubereiten, stets zu erneuern, und zuweilen Arzneyen zu wärmen. — Zu diesem Ende sind die zwey Küchelchen in der Nähe der Krankenzimmer angebracht, und zwar auf jeder Seite eine.

Damit die Krankenwärterinnen sich nie zu weit von den Zimmern entfernen sollen, und zum Theil auch, daß sie nach Thunlichkeit ausrasten können, sind zwei Zimmer für sie in der Nähe bei den Kranken, nothwendig.

Die Einrichtung eines jeden dieser Zimmer, besteht aus einigen Bettstätten, mit eben solchem Geräthe (wie die Kranken bekommen) aus einigen Stühlen, einem Tische, und einem Kasten, in und auf welchem die tägliche nöthige Sachen, für die chirurgische Verbände, verwahret und vorbereitet werden. — Die Küchelchen fordern eine Feuerzange und dergleichen Hacken, Wasserbehältnisse, eine Bänk dazu, einen Tisch, etwelsche Töpfe

Zöpfe und Reiben, die, ihrer Dauer wegen, von Eisen seyn sollen.

Diese wäre die Einrichtung des Obern-Stockwerkes. Nun! die des unteren, welches theils für die Wohnungen deren Spitalsbeamten, theils für Spitalsverrichtungen bestimmt ist.

Die Wohnung des Direktors oder Leibarztes bestehet aus vier Zimmern Nro. 22. einer Flüche Nro. 23. einem Holzgewölbe Nro. 24. und einer Speisekammer Nro. 25.

Zur Wohnung des Wundarztes gehören drei Zimmer Nro. 17. das Holzgewölbe Nro. 15. und die Speisekammer Nro. 14.

Man sieht, daß ich aus Mangel des Raums, und aus Sparsamkeit nichts weniger, als auf eine grosse Gemälichkeit der Aerzte angetragen habe, die sie doch allerdings in einem Hause verdienen, wo ihre Gesundheit täglich der Gefahr des Verlustes aufgesetzt ist. Die geräumigen Wohnungen, wie sie die Aerzte des Krankenhaußes in Wien genießen sollen, sind mir Wärge, daß auch hier bessere gestattet würden, wenn es der Raum zuliesse. Höchstens könnte jede dieser Wohnungen ein Zimmer noch erhalten, und dieses nur in dem Falle, wenn ein allgemeines, zum

Spitale gehöriges, Holzdepositorium errichtet wünsche. In diesem Falle könnten nämlich die zwey bestimmten Holzgewölber, in Zimmer verwandelt werden.

Wenn die Aerzte aber auch nicht geräumig in dem Spitale wohnen könnten, so soll ihnen doch, so viel möglich, Gemächlichkeit vergönnet werden. Daher soll ein Fehler (welchen der Zeichner des Misses beging) dahin abgeändert werden, daß das unter Nro. 18. angezeigte Assistentenzimmer, an das Ort von Nro. 1. und des Schreibers Zimmer, von Nro. 19 auf 25. verlegt werde. Bey dieser Veränderung ist doppelter Gewinn: Die Speisekammern der Aerzte könnten an die Stelle der genannten Zimmer kommen, folglich hätten sie ihre Wohnungsstücke bessammen, und sie könnten ihre Wohnungen (Sicherheits halber) mit bretteten Scheidewänden auf ihre Kosten abthelen, und verschließen. Die Assistenten aber gewinnen (wenn ihre Zimmer unter Nro. 14. sind) mehr Raum, und der Schreiber wäre unter Nro. 25. ganz neben dem Dispositionszimmer, in welches aus seinem, eine Thür gemacht werden kann.

Nro. 21. Ist das Strohdepositorium, das, wegen Feu erögefahr, gewölb't werden sollte.

Nro. 20. Die Requisitenkammer des Weißselzenzeugs, der Schlafröcke und Pantoffeln für die Kranken, dazu sie mit den erforderlichen Adressen zu versehen ist.

Für diese beyde Depositorien sollten die Thüren vom Hofe hineingemacht werden, damit man nicht unthig habe, durch die Gänge der Aerzte zu gehen.

Nro. 25. Wäre also statt der Speisekammer des Arztes, das Zimmer des Schreibers, und gleich darneben:

Nro. 26. Zwei Dispositionszimmer. In diesen sollen die Kranken in der Frühe, zu einer bestimmten Zeit untersucht, aufgenommen werden, auch allenfalls nur unthige, Arzneyverschreibungen bekommen. Eines ist für den Medicus, das andre für den Chirurgus, in dessen Zimmer auch die bey dem Haüervolle so häufigen Präservativ-Uberlässe vorzunehmen sind.

Die Einrichtung dieser Zimmer bestehet aus drei Schreibstischen, einer Christenstelle, etwelchen Stühlen und Bänken; die übrige Möblirung in dem Zimmer des Schreibers hat er sich, außer einer Goldtruhe, selbst anzuschaffen.

Nro. 27. Die Kapelle. Ihre Einrichtung besteht, in einem Altar mit einem geschwungenen Kreuzbilde, einem Tabernakel mit zwey anbetenden Engeln, einem Paar Leichter, und einigen Stühlen (für das Haussvölk); der Hostien- und Fleisch ist in dem Tabernakel zu verwahren; die nöthige Priesterkleidung, und andere zu priesterlichen Verrichtungen nöthige Apparate aber können — weil keine Sakristey anzubringen ist — in Fächer gelegt werden, die rückwärts in den Altartisch einzupassen wären.

Nro. 29. Das Zimmer für den Epitaleplan.

Nro. 30. Das Operationszimmer. Es wäre schauderlich, und schrecklich für die übrige Kranke, wenn die nothwendige chirurgische Operationen von grössterer Wichtigkeit, unter ihren Augen vorgenommen würden. Daher ist es nothwendig, ein eigenes Zimmer dazu zu wählen. In dieses werde der Patient bey einer an seinem Körpe anzustellenden Operation gebracht, in welchem eine solche ohne Geräusch, ohne Abschau anderer Kranken, vorgenommen werden kann. — Tische, Sessel, und einige Handbretter, und ein Glaskasten für die Instrumenten, sind die nothwendigen Geräthe dieses Zimmers. Die chirurgische Instrumenten sind in diesem Glaskasten aufzubewah-

ren, aber mittelst einer Stoette zu verdecken, damit das an sich nützliche, aber doch furchterliche, Heer der peinigenden Heilwerkzeugen nicht Furcht verursache, und die Angst vermehre.

Nro. 31. Ist das Sektionszimmer, und die Todtenkammer. Zur Ausklärung dunkler Krankengeschichten, und mehreren Unterrichte deren Aerzten soll es nicht verwehret werden, so oft tote Körper zu finden, als es die Gelegenheit und Nothwendigkeit zulassen. Gegenwärtig ist dieses nützliche und nothwendige Verfahren, wegen den Vorurtheilen des Volkes, beynaher unmöglich. Im Spitäle aber fällt dieses Hinderniß bei Seite, besonders wenn man die Vorsicht gebraucht, keinen Todten irgendemand, außer den Spitäles beamten, scheuen zu lassen.

Sobald der Kranke verstorben ist, soll der Leichnam durch die Haussknechte in das Sektionszimmer, und von da, wenn er gefuet, oder die Defnung entbehrlich oder unthunlich ist, in die Todtenkammer gebracht werden, wo er in einen vorrathigen Earg gelegt, mit Kalch bestreut werde, und bis zur Begräbniß liegen bleibe.

Die Einrichtung des Sektionszimmers bestehet aus einem Anatomirtische, und Wasserbehältnisse. — In der Todtenkammer werde Kalch zum

Be-

Bestreuen und Cärge in Bereitschaft gehalten,
die aber von den verstorbenen Angehörigen
zahlet werden müssen.

Nro. 32. 33. und 34 ist die Episelskam-
mer, Küche, und das Quartier, für den Epitalloch
und seine Leute.

Die Einrichtung hat er selbst zu besorgen.
Die Kochgeschirre von Eisen erhalten er vom Epis-
tale, die er sehr rein halten, und der Epitalse-
schreiber im Inventarium führen, muss.

Nro. 29 und 36. Die Wagenremise und
Stallung des Doktors. — Die unbewegliche Ein-
richtung werde von dem Spitäle, die bewegliche
aber von dem, der sie benutzt, beygeschafft.

Nro. 37. Das Badzimenter. Dieses muss
nebst Badbehdstücken, Stühlen, einigen Häng-
stellen, noch mit allen dem erforderlichen Apparate
zu Dampf-, Tropf-, Dauft- und Kräuterbädern,
(sowohl mit warmen als kaltem Wasser) eingerich-
tet werden. — Es wäre gut, unter dem Fuss-
boden Röhren bis in den Kloacken-Schlauch zu
führen, damit durch diese das gebrauchte Wasser
abfliessen, und so zugleich der Schlauch gereinigt
werden könnte.

Nro. 38. Zwei Zimmer für die Wärterinnen. Es ist unbediglich, und auch nicht nochwendig, daß alle Wärterinnen in dem Spitäle Wohnung haben sollen. Für diejenigen aber, welche die Reihe zu bleiben trifft, sind diese zwey, und die beyden in dem oberen Stockwerke, hinzüglich.

Nro. 39. Die Waschküche. In dieser mügten die wartsfreien Weiber die Wäsche der Kranken reinigen. Die Einrichtung machen ein Paar kupferne Kessel, Stühle, Bänke und Schäffel aus.

Nro. 41. 42. 43. Das Zimmer für das Apothekenpersonale, das Laboratorium, und die Apotheke. Im letztern käme ein Ofen zu setzen; die Einrichtung, mit allen Erfordernissen, hätten aber die Apotheker zu besorgen.

Nro. 14. Das Zimmer für die chirurgische Assistenten.

Nro. 13. Das Zimmer für die Haudeknechte.

Nro. 12. Ein Zimmer für den Thorwärter.

Das nöthige Geräthe, für die bey leichtlich angezeigten Zimmen, sind: Bettstätte, Tische, und Stühle.

Der Baumeister hat vier Holzgewölber an-gebracht, eines für den Doktor, das andere für den Wundarzt, das dritte für den Koch, und das vierte für die Waschküche. Wohin aber das nö-thige Holz für das übrige Spitalspersonale, für die Krankensäle, und ihre Kuschelchen hinzulegen ist — das hat er nicht angezeigt. Er hat ver-gessen, daß ich gar kein besonderes, wohl aber ein allgemeines Holzlager angab, welches im Kos-sten-Ueberschlag ganz ausblieb. Ein solches könnte aber nahe an dem Gebäude, auf dem für das Spital bestimmten Platz, aber nur von Holz, errichtet werden. Zu dieses käme alles im Hause nöthige Holz abzulegen, und dieses dorther, durch die Haustrechte nach Notdurft, zu vertheilen. Auf diese Art fielen vier in dem Gebäude-Miß bestimmte Holzgewölber weg, aus denen Zimmen gemacht werden könnten, nemlich eines für die Wohnung des Doktors, das andere für die des Chirurgen, das dritte für den medizinischen Uffis-tenten, das vierre bliebe für eine, oder ein Paar zahlende Parthenen.

Die Keller sind in hinlänglicher Zahl aufge-schuet, um deren Bedürfniz bey den beyden
Werke.

Märzten, bey der Apotheke, und bey dem Koch zu sichern.

Unter dem Dache des Gebäudes sollen kleine Kämmchen von Holz unterschlagen werden, und diese zur Aufbewahrung der mitgebrachten Kleidungen der Kranken, und zur Auslüftung der Betten dienen.

Alles dasjenige, was ich von den vorgesetzten GrundrisSEN nicht erläutert habe, ist leicht aus denselben zu erkennen.

Fünfter Abschnitt.

Von den Auslagen, die für das Spital zu machen sind.

Die tägliche Erfahrung, und das, was ich in den vorigen Abschnitten anführte, ist mir für meine Meinung Würge, daß nur in einem zweckmäßig eingerichteten Krankenhouse, die Kranken über alle Bedürfnisse gesichert sind.

Zur Sicherheit einer Spitäleanstalt, und ihrer Dauer, ist es aber nothig, die wachsamste Rücksicht auf die Untosten zu nehmen, welche

sie erfordert, und diese Rücksicht soll weit von larger Sparsamkeit entfernt seyn, weil sie leicht den Kranken die angehöfste bessere Versorgung, vergisten könnte.

Die Auslagen, die für das Krankenhaus zu machen wären, sind von doppelter Art, und zwar: solche, welche auf einmal, und jene, die jährlich zu machen kommen. Auf die ersten beziehen sich die, welche zum Ankaufe des Platzes, zum Bau des Spitals, und zu dessen erster Mauerlirung erforderlich sind.

Der zum Spital gewählte Platz, nemlich der sogenannte evangelisch-Lutherische Gemeinde-Garten dürste von dem nunmehrigen Eigenthümer (Herrn Klauser) — und der dazu gehörige Fidlerische Meyerhof von dessen Inhaber — wie ich aus einer mit beyden gepflogenen Unterredung schliessen kann, zusammen gelassen werden um 5000 fl. — fr.

Des Baumeisters Unkosten-Ueberschlag, in welchem bereits die Arbeiten aller dazn nthigen Handwerker miteingerechnet sind, beträgt 792 40 fl. 51 kr. Da aber das Spitalgebäude nun einen viel vortheilhaftern Platz gewinnen kann, indem das Waisenhaus nicht vorgerichtet wird, so fällt dadurch eine so große Menge von Baumaterialien

und Schichttagen (welche auf die Planirung verwendet werden müsten) in Ersparniß, daß nach Herrn Pirkers eigener Aussage 3240 fl. erspart werden können, folglich die Summe des Baues nur betrüge 76000 fl. 51 kr.

Die Belohnung des Baumeisters (wenn das Spital errichtet wird) zu bestimmen, ist nicht meine Sache; Indessen zweifle ich nicht an verdienter, guter Belohnung. Auch im Falle das Spital nicht zu Stande kommt, verdienet die Mühe, welche er sich bey der Bearbeitung, und Zeichnung der Plane gegeben hat, vergolten zu werden. Damit im letztern Falle, diese letztern Auslagen nicht ohne Nutzen vergrößert werden, darum habe ich, nachdem bereits die Gewißheit hier war, daß das Waisenhaus nicht errichtet wird, doch die Bauplane, nicht verändern lassen.

Bey dem Ueberschlage der Kosten habe ich alles in grosser Zahl, und hohen Preisen angerechnet, um lieber eine Ersparniß, als höhere Ausgabe zu gewärtigen. Ich habe mich zwar bemühet, in diesem Ueberschlage alles von grösserer Wichtigkeit — aber für überflüssig gehalten, jede Kleinigkeit, anzusetzen.

Indessen, wenn auch etwas von Bedeutung ausgeblichen wäre, so dürfte es doch kaum den

Betrag übersteigen, welchen ich annehme mit
8999 fl. 9 fr.

wären also die ersten Ausgaben:

	fl.	fr.
der Ankauf des Hauses	5000	—
die Baukosten	76000	51
die erste Mебblirung	8999	9
zusammen	90000	—

Die jährlichen Ausgaben beziehen sich
völlig auf die Versorgung der Kranken
mit Nahrung und Arzney.

Da die Kosten, welche das Personale, Holz
Licht, und andere Bedürfnisse fordern, beson-
ders in Rechnung kommen, so glaube ich für
Speisen und Arzney füglich, 10 Kr. für jeden
Mann täglich annehmen, und vielleicht auch da-
noch einige Ersparnisse gewärtigen, zu können.

Bei dem ganzen Entwirfe, wurde immer auf
täglich zu versorgende 200 Personen Rücksicht ge-
nommen, für welche die bestimmten 10 Kreuzer,
jährlich betrügen 12166 fl. 40 fr.

Zuens zur Peigung aller Dessen, und zur
Gewürzung in allen Küchen dürften (besonders da-
bey,

bey dem Tracteur; und in den Kranken-Räuchern der Heerd beynahe nie feuerleer wäre) 400
Pfaster Brennholz erforderlich seyn, welches
(die Pfaster zu 2 fl. 20 kr. gerechnet) eine Summe
die beträgt, von 933 fl. 20 kr.

3tens Auf Lichter und Lampen, für die Gänge und Krankenzimmer, auf 100 fl.

4tens Die Besoldungen der Dienstleute,
und zwar:

a. Für den Leibarzt und Direktor 900 fl.

Ich habe mir nicht mehr bestimmt, als ich vermaßen genieße. Stolz auf die höchste Gnade meinem Monarchen dienen, und seine Unterthasen erhalten zu können, bin ich mit diesem zufrieden. Es wird blos von Thut, und von der Zufriedenheit meiner Behörden abhängen, mir diesen Gehalt nach Verdiensten, zu vermehren.

b. Für den Wundarzt 600 fl.

Schon die Besoldung, welche der hiesige Wundarzt genießt, ist nicht auschulich. Bey der Nothwendigkeit im Spitale zu wohnen, würde er aber auch davon verlieren, weil er seine Barsiersube aufzugeben, und der Betrag der Übers-

Lassgelder, an das Spital fallen müßte. Er wäre also bey vielen Geschäften der Armut blos gestellt, wenn ihm nicht wenigstens der oben genannte Gehalt, bewilligt würde.

c. Für den Spitalschreiber . . . 300 fl.

Seine gute Ausführung, und vieler Dienstreifer sollten ihm den Weg zu andern Geschäften, bey der Bergkammer bahnen.

d. Für jeden deren 3 Aßsidenten 250 fl.
folglich zusammen. = 750 fl.

Für ihre geleisteten Dienste könnten sie, nach gesammelter Erfahrung und bei Gelegenheit, als f. f. Aerzte, und Wundärzte in die übrigeir erbländischen Bergörter, befördert werden.

e. Für jede Krankenwärterin jährlich 100 fl.
folglich, für acht und vierzig = 4800 fl.

Indoch würde nicht durch das ganze Jahr diese Zahl beständig seyn, denn bey wenigerem Krausen würden auch weniger Wärterinnen erfördert, könnten folglich die Entbehrlichen indessen entlassen, und also der Betrag für die nicht gedienten Tage, dem Spital anheimfallen.

f. Für die vier Habsküchte, jedem 150 fl.
folglich zusammen 600 fl.

Zu diesen Ausgaben kann noch gerechnet werden :

g. Auf die Reparation des Gebäudes, der Betten, Kleidungen, und anderer Geräthschaften 200 fl.

Diese wären also die Ausgaben, die für das Spital zu machen sind. Nun ist aber noch eine sehr wichtige übrig, nemlich — die Versorgung der Weiber und Kinder,

Ich habe oben schon gesagt, daß es Willigkeit und Menschenliebe fordert, der Knappen Weiber und Kinder von Seite der Spitalsbrevenien zu versorgen, weil alles dasjenige, was die Knappe schaft während ihrer Krankheit zu genießen pflegt, heruach dem Spitale zufleissen soll.

Um zu wissen, wie viele Weiber und Kinder der versorgt werden sollen, habe ich folgenden Maßstab angenommen. Ich glaube nemlich nach langem Untersuchen und Nachforschen annehmen zu können, daß zwei Dritttheile der Knappenschaft verheirathet; und jede Ehe mit zwey Kindern gesegnet sey. Ich nehme also, um dies

ber zu viel, als zu wenig zu rechnen; diese Zahl an, so wären täglich von zwey hundert franken Männern, ein hundert vier und dreißig Weiber, und zweyhundert acht und sechzig Kinder, zu versorgen.

Da der Staub des Knappen, während er frank liegt, gleich ist, folglich auch für ihre Weiber gleich seyn muss (weil des Erzählers, wie des Ritterfegers Weib bey des Mannes Krankheit arm ist, und nach seinem Tode noch ärmer wird) so müssen auch die Bedürfnisse, gleich angenommen werden.

Die Bedürfnisse der Familie eines Bergmannes, während dieser im Epitale läge, schränkten sich blos auf Nahrung ein. Für diese glaube ich (ohne den Vorwurf über Bedrückung zu befürchten) nach dem Maasslabe der hiesigen Volksmenge, des f. l. Militärs, und des hiesigen Armeninstituts täglich für jedes Weib 3 Kr., und für jedes Kind 1 Kr. annehmen zu können; eine Summe, die dermalen viele Familien samt dem Vater, nicht genießen. Freylichwohl würden vielleicht nicht immer so viele, aber gewisslich nie mehr zu versorgen seyn, betrifft daher die Weiber- und Kinderversorgung. . . . 4075 fl. 50 Kr.

Summarische Wiederholung der Auslagen.

	fl.	kr.
Wersorgung der Kranken mit Nahrung und Arzney.	12166	4075
Hölz und Licht.	1033	200
Besoldungen.	7950	=
Jährliche Temperaturen.	200	=
Weiber- und Kinder-Wersor- gung.	4075	50
Summa.	25425	50

Sechster Abschnitt.

Von den Einkünften des Spitaless.

So gross auch die Auslagen scheinen mögen, und so gering auch die bisher für ein Spital bestimmte Summe ist, so hoffe ich doch die Leichtigkeit der erstenen Bestreitung, zu zeigen.

Alles, was man bisher, als eine gewisse Einnahme für ein künftiges Krankenhaus bestimmte, war ein im dreyjährigen Durchschnitte genommene Summe, der, bei der F. L. Verglommen, auf Kraute verwendeten Auslagen.

Diese Auslagen giehe auch ich hieser, nur mit einer kleinen Ausdehnung, und zwar:

I. Nach einem summarischen Aufsahe der Herren Bergverwalter, belaufen sich die Krankengelder des sämmtlichen Oberbieberstolner Berg-Wochwerks-Kunstwesens-Schmidtempersonals — die Hüttenleute sind überschen worden, — im dreyjährigen Durchschnitte, auf: 9584 fl. $16\frac{1}{4}$ kr.

2. Belaufen sich die Apotheker-Spezifikationen, ebenfalls im dreyjährigen Durchschnitte, auf zwey tausend vierhundert neun und vierzig Gulden, dreij und dreysig Krenzer. Dieser Betrag soll aber vielmehr von den letztern drey Jahren, wo sich die Krankheiten sehr zu häufen anfiengen, genommen werden. *) Ich nehme also diesen an, so ist der Betrag: 4628 fl. —

Beyde Summen zusammengezogen machen: 14212 fl. $16\frac{1}{4}$ kr. welche die ganze mir angewiesene Summe wären, für die ich die geforderte Spitalanstalten entwerfen sollte. Es ist klar,

*) Im siebenjährigen Durchschnitte beträgt aber, für das heisseste Jahr, der Arzthaufwand (ohne denen von den Rechnungen gemachten Abzügen) 7881 fl. 30 3/4 kr.

klar, daß ich und vielleicht jeder andere dafür dieses zu thun, außer Stand wäre. Ich war daher gezwungen nach andern Quellen zu forschen, und glaube sie, in nachstehenden Paragraphen, gefunden zu haben.

a. Meine, und des hiesigen Wundarztes Besoldung d. i. meine Besoldung von der k. k. Bergkammer, 600 fl. von der Bruderlade, 300 fl. Holzgeld, 50 fl. Quartiergebärd, 40 fl. für Schreibmaterialien, 10 fl. — des Wundarztes Besoldung: vom Oberbierberstolz, 208 fl. von der Bruderlade, 208 fl. Pferdegebärd, 40 fl. also zusammen. 1456 fl. — kr.

Mein Pferdedeputat, habe ich weder in die Einnahme, noch in die Ausgabe gesetzt, weil ich dasselbe nachher, wie ijt gebrauche.

b. Der hiesige, so wie der Wundarzt auf dem Windschachte, haben jeder auf einen Gesellen 100 fl. und jeder eben so viel Pauschquartum für Alderlässe bey dem Hauer-Wosle, also zusammen: 400 fl. — kr.

Diese Beträge müssen, weil beydes (für was sie bestimmt sind) vom Spitäle besorgt soll werden, denselben zufallen.

c. Die Hauerschaft genießt aus der Bruderlade einen Beitrug, die sie mehr anlockt krank zu sijn, als er ihr wahre Hülfschafft. Wenn einer von ihr vier Wochen lang krank ist, so bestimmt er nach Verschiedenheit seines Arbeitstrages, 24. 32. 40. Kr., welches Quantum zwar nicht wiederholt wird, wenn er in einem fort langer krankelt, aber doch gegeben wird, wenn er öfters im Jahre krank ist. — Dieses (so edel auch der Endzweck ist) eisert viele an, wenn sie auch eher arbeiten könnten, gerade noch die vierte Woche zu Hause zu bleiben, und daher macht die Summe dieses Krankenbeitrags (im dreijährigen Durchschnitte) laut aus der Bruderlade gezogenem Alterswelt: 939 fl. 54½ Kr.

Da, wie oben erwähnt wurde, es billig und erforderlich ist, dass alles das, was der Hauer gegenwärtig bey Krankheitsfällen, genießt, herstellt, weil er mit allen im Spitale, und auch bessern Angehörige außer demselben versorgt werden sollen, demselben zufalle, so ist vorüglich auf Nachstehendes Rücksicht zu nehmen:

a. Es ist der lobliche Gebrauch unter den hiesigen Grubenleuten, sich bey Krankheitsfällen selbst zu versorgen, und erst nach dieser Zeit in die Provision bey der L. L. Bergkammer zu kommen, das ist: wenn ein Erz- oder Gedinghaux erkranket.

erkranket, so arbeiten seine Schlegelgesellen durch die genannte Zeit für ihn, und thilten dann den Lohn mit ihm so, als ob er gearbeitet hätte.

Um zu wissen, welche Summe sich durch diesen Betrag für das Krankenhaus ergeben dürfte, ließ ich mir von dem Herrn Bergschreiber die Zahl aller Numern — deren zu den Oberbieberschloß gehörigen Gruben — geben, die sich auf einhundert fünf und siebenzig Numern belief. Ich konnte mit allem Rechte so viele kranke Hauer annehmen, als Numern sind. Zwar wird täglich nicht aus jedem einer, aber hingegen bey manchem, besonders die viel männisch belegt sind, Mehrere krank seyn. Lange Zeit forschte ich bey der täglichen Verschreibung, und bey Krankenbesuchen aus allen Gedings- und Erzhäusern, wie hoch sie sich vierzehntäglich arbeiten? Durch diese Nachfrage, und darüber auch weiters eingeholte Nachrichten wurde ich in den Stand gesetzt, einen Kalkül zu ziehen, und ich glaube nicht zu viel zu rechnen, wenn ich jeden Gedings- und Erzhauer (vierzehntäglich) auf vier Gulden rechne. Freylich wohl arbeitet sich nicht jeder Gedingshauer so hoch, aber hingegen die meisten Erzhauer höher. *) Ich multiplizierte also die täg-

sich

*) Das ich nicht zu hoch rechnete, überzeuge mich seitdem die Erfahrung, da die C. P. Hauptbuchhalterey, bey allen

lich angenommene Kranken einhundert fünf und fies
benzig Hauer, mit ihrem so billig angenommenen
Verdienste, und mit den Wochen des Jahres, und
es zeigte sich, daß dieser Beytrag jährlich dem
Spitale tragen müßte: . . . 18,200 fl. — fr.

Die Einkünften wären also:

	fl.	fr.
Die bisher abgefolgte Kranken-		
gelder.	9584	$16\frac{1}{2}$
Die Arzuehgelder.	4628	—
Meine und des Chyrurgen Be-		
soldung.	1456	—
Die Aderlaß und Gesellengel-		
der.	400	—
Krankengelder von der Bruder-		
Iade.	939	$54\frac{3}{4}$
Beyträge der Schlegelgesellen. 18200		—
Summa	35208	11

Wenn nun von diesem Quantum die vorher-
gezeigten Ausgaben abgezogen werden, so zeigt
sich ein jährlicher Ueberschuß von: 9782 fl. 21 fr.

Dieser

bauerschaftlichen Rechnungen den vierzehntäglichen Verdienst
mit vier Gulden annimmt.

Dieser Ueberschuss würde dienen, den Vorschuß abzuzahlen, welcher zum Gange, und zur ersten Moeubllirung des Spitals nothwendig ist; — Edinen wir einen Augenblick zweifeln, woher dieser Vorschuß zu suchen ist? Von der Gnade, unseres wohlthätigen Monarchen.

Seine Gnade, wenn es auf das Wohl Seiner Unterthauen ankummt, ist der sicherste Fond, den wir uns wünschen Edinen. Wenige Jahre sind nothwendig, so ist der Vorschuß zurückgezahlet. Dann wird es abermals von der Gnade unseres Wohlthäters abhangen, ob er den jährlichen Ueberschuss als ein fruchtbringendes Kapital für die Ausrechthaltung, oder allenfalls Erweiterung des Spitals, und zur Verwehrung der Besoldungen, oder aber zur Gründung eines Wasser-, und Siedchenhauses, verwendet wissen will.

Ueber den mir zur Bearbeitung aufgetragenen Gegenstand, hätte ich also hiemit meine Meinung gesagt. Ich habe mich zwar mit Offenherzigkeit über alles erklärt, was ich anzumerken wüthig fand, aber nicht über alles, was ich bei diesem Gegenstände denke und fühle, was sich hierüber sagen lässt, weil ich mit mehrten Worten, lästig zu werden befürchtete. Sind wir so glücklich (wie ich nicht zweifle) das Spital hier errichtet

tet zu bekommen, so werde ich ohnehin noch Gelegenheit in der Fülle haben, das nachzutragen, was etwa dermgleu ausgeblieben ist.

Endeßten war ich beslissen, alles auszubauen, was mir wichtig schien, was mir meine Erfahrung, und Lektüre anrieth. Ich unterwarfse alles einem höheren Urtheile, besonbers dem Gutsachten Duxer, welche unseru Monarchen bey seinen fürstlichen Unternehmungen für die Gesundheit seiner Untertanen in Wien, mit ihrem Staate untersöhnen, und ich zweifle nicht, daß sich vieles, was in dem allgemeinen Krankenhouse der Kaiserstadt gut ist, auch hier mit unseren Lokalumständen verbliden ließe; aber ich war noch nicht so glücklich, jene zu sehen.

Dennoch war ich besorgt, mein möglichstes zu thuen. Die Krankenpflege habe ich nach meiner Ueberzeugung angerathen; den Bau nach meinem Gutdünken angegeben; und auf die Quelle des nöthigen Verbrauchs ausmerksam gemacht.

Sollte jemand glauben, daß sich die Einskünste nicht immer gleich ergeben dürfen, so glaube ich doch auch, daß im Fall dieses wirklich einträfe, doch immer an Gelde es nicht mangeln wird. Es werden nicht immer alle Betten mit Kranken voll seyn; die ldbl. Gewerkschaften werden,

werden, wenn sie einmal die Früchten guter Spitalsanstalten sehen; mit Freuden ihre Knappenschaft gegen Bezahlung an die leeren Mähe zu bringen suchen, und es giebt noch Fälle w. z. B. Testamente, Nachzitätsgüter, Strafgelder u. dgl. welche dem Spitale nutzen können.

Noch einem möglichen Vorwurfe muß ich hier vorbeugen; warum gerade hier so sehr auf eine Spitalsanstalt gedrungen wird? — Weil hier das Bergvolk am zahlreichsten, und der Grubenbau am wichtigsten ist. Ich glaube aber auch, daß sich in allen k. k. Bergstädten (wenigstens so viele ich deren kenne) mutatis mutandis eine solche Anstalt treffen ließe, und daß ich mit sie auszuführen getraute.

Die Wichtigkeit des in diesem Entwurfe abgehandelten Gegenstandes, und die Größe der vorzusehenden Sorgfalt ist mir Bürge, daß gewiß jeder Kranke, und genesene Häuer dankbar für so viele genossene und zu genießende Gnaden, sich erinnern wird. Er wird mit verdoppeltem Fleisse in das Mark den Gebirge eindringen, um dem Staate die wiedergeschenkte Gesundheit, und das erhaltene Leben zu danken.

So weit das, was ich über ein Krankenhaus für Schenultz im July 1786, auf wiederholte Befehle schrieb. Ich habe das damals geschriebene, hier ohne Veränderung, ohne etwas zu zuſehen, oder etwas wegzunehmen, aus guten Absichten abdrucken lassen. Für Sachkundige wird es überflüssig seyn anzumerken, daß bey dieser Bearbeitung die Herren v. Brambilla, Hauffen, und Frieze meine vorzüglichste Gelehrtmänner waren, und daß ich die Nachricht über die Einrichtung des Hauptspitals in Wien, für Rost, Kleidung, und Betten, getreu benutzte. Sollte man auch meine nicht wenige eigene Gedanken erkennen, so wird man mit doch die Form der Einkleidung lassen, und mit mit die Nothwendigkeit eines Spitals für das hiesige Bergvolk erkennen, welches aber dennoch bis jetzt — nicht vorgerichtet ist; weil mein Entwurf nicht zum Vortrage kam, und dem Höchstseeligen Kaiser nicht vorgelegt wurde.

Wahrscheinlich getraute man sich, wegen dem nahmhaften Vorschusse — der zur Realisirung meines Spitalplans nothwendig ist — denselben nicht an höchsten Orten vorzulegen, besonders da bald, nachdem ich ihn von mir gegeben hatte, dringendere Staatsbedürfnisse einrateten. Ich glaube.

be aber nun, daß auch jeder Vorschuß überflügig seyn könnte, wenn bey geringeren Bedürfnissen des Staats, die vorrathige Erzkrassen (bis zur Volatlendung des Spitalbaues) zu desselben Vortheil betrieben würden, oder wenn auf gemeinschaftliche Unkosten der k. k. Bergkammer, und der Revenüen der biesigen reichen Stadt das Krankenhaus errichtet würde, in welchem (lechterem) Falle das selbe freylich wohl vergrößert werden müste, das mit auch der Knappen Weiber und Kinder, oder die ärmere Bürgerklasse, oder wenigstens das Dienstige finde in Krankheitsfällen versorgt werden könnte. Thunlich wäre dieses ohne Zweifel, da diese Stadt einen ansehnlichen Spitalfond, aber kein Epital hat.

Dass die Zeit kommen wird, in welcher diese berühmte Stadt durch gute Spitalanstalten noch ehrwürdiger werden soll, hoffe ich mit Zuversicht. Vielleicht daß meine Schrift irgend einem mächtigen Menschenfreund in die Hand fällt, vielleicht daß der eben so gütige als weise Leopold hierauf aufmerksam gemacht wird. Bis dahin muß sich unsere Bürgerschaft mit dem einen Gesangnis ähnlichen, in der Topographie beschriebenen Spital begnügen; der gewerkschaftliche Bergmann hilflos schwachten; und die k. k. Knappenschaft mit dem kleinen Windischacher Krankenhaus zufrieden seyn.

Dieses letztere, wurde vor zwey Jahren vor gerichtet. Schon ehe hatte man hier für das k. k. Bergvolk ein Haus am Wiedschacht, das man Epital nannte, das aber eigentlich die Wohnung des dortigen Wundarztes war. Nur zwey kleine, durch eine dünne Scheidewand getrennte Zimmer waren eigentlich der Aufnahme von Kranken gewidmet, davon in einem noch dazu der Krankenwärter samt seinem Weibe wohnen mußte, obwohl beyde Kämmerchen zusammen nur 23 Schuh lang, und 15 Schuh 3 Zoll breit waren. Das grösste Gemach im Hause — ein Zimmer vor 38 Schuh Länge und 32 Schuh Breite, — war die Speisekammer des Wundarztes. Außer fünf Bettstellen (die einen Strohsack, ein Leintuch, einen Polster, und eine Koste enthielten) und außer ein Paar Leibstühlen, war im ganzen Hause nichts, für den Dienst der Kranken. Dazu kam noch, daß die Zimmer sehr unrein und schmutzig gehalten, daß die Fenster nieder genug waren, um die Kranken allen Vorübergehenden bloszustellen, daß keine Geschirre zum Gebrauche der Kranken, keine Bandagen zum Verbinden der Wunden, sogar keine Gurten zur Festhaltung der Masenden zugegen waren; und daß endlich der Kranke dort in der Gefahr zum Erhuntern war, wenn er keine Angehörigen hatte, oder wenn ihm der Bergchyrurg nicht aus Warmherzigkeit, etwas zu essen reichte.

Durch

Durch dieses öffentliche Elenb aufgesordert; verwendete ich mich um die Erlaubniß, dieses so genannte Krankenhaus wenigstens so vorrichten zu können, daß es doch einem Lazarathe ähnlich sähe, wie jedes gut conditionirte Dorf haben sollte. Ich erhielt die Erlaubniß.

Nun wurde von denen zwey Räumchen eines als Speise für den Wundarzt, das andere aber für drey Kranke vorgerichtet. Unter dem Dache wurde ein Zimmer samt Kammer und Küche, unten im Gange eine Todenkammer gebaut, und die vormalige Speisekammer, für ein ordentliches Krankenzimmer zugerichtet. Die Fensterbrüstungen wurden eine Mäster hoch über den Erdboden aufgemauert, im Zimmer noch ein Ofen gesetzt, und in der Decke (die von Holzbalken ist) zwey Defnungen gemacht, welche mit Fallthüren geschlossen werden, und über die eine hölzerne trichterförmige, bis durch das Dach ragende gedeckte Lutte, aufgesetzt ist. Die Fallthüren können mit einer Schnur aufgezogen werden. Wird dann die Zimmerthür, (welche in der Nähe der von der Gassenseite befindlichen Gangthür ist) geöffnet, so drängt die da eintretende frischere Luft die dicke durch die Deckenlutte hinauf, welche Luftreinigung noch vollkommen wird, wenn zu einer andern Zeit auch das

der Zimmerthür entgegengesetzte Fenster, auf einige Minuten geöffnet wird.

Eine andere Art der Ausreinigung ließ sich in diesem Hospital, wegen seiner Bauart, und weil es nur aus dem Erdgeschoße besteht, nicht füglich anbringen. Ein sehr einfacher, zugleich als ein Ventilator dienlicher Ofen, nach der Ausgabe meines Freundes, des Herrn Bergrath und Professor Hädinger, hätte mir aber dazu füglich dienen können, wenn er mir damals bekannt gewesen wäre.

Dieser verdienstvolle Gelehrte entwarf vor einem Jahre die Zeichnung von einer Waschmaschine für Spitäler, welcher er auch einen Ofen besaßt, der zugleich als ein Ventilator dienen kann; nach ähnlichen physischen Grundsätzen (wie der des Herrn von Nagel) entworfen, aber leichter anwendbar, und mit viel geringeren Auf kosten zu errichten ist. Das Ganze ließ er dem höchstseeligen Monarchen zur ebenfalls beliebten Anwendung vorlegen; welcher Gebrauch aber davon gemacht wurde, ist unbekannt. Es wäre Schade, wenn diese für Spitäler höchst nützliche Erfindungen verloren gingen. Ich glaube daher dem Publicum keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, daß ich meinen Freund zur Bekanntmachung derselben beredere, und daß ich

in der dritten Kupfertafel , samt seiner Beschreibung davon , die in der zu den Kupfertafeln nthligen Erläuterung vorkommen soll — mittheile ; und so lehre ich nach der wichtigen Absenkung , zu meinem Spital zurück .

Geräumig genug ist dasselbe für achtzehn Betten im grossen Krankenzimmer . Zwischen jedem Bett ist ein Raum von mehr als drey Schuh , wo ein hölzerner Leibstuhl steht , der gut verzinnte kupferne Edpse enthält . Die Bettgeräthe und die Krankenkleidungen sind , wie ich in dem grösseren Plane gefordert habe ; um das Bett eines Sterbenden werden Schirmwände gestellt .

In der Mitte des Zimmers steht ein grosser langer Kastentisch , in dessen verschiedenen zum Specken eingerichteten Fächern das vorrathige Leinenzeug , trockene Arzneyen , Wandagen , und die Instrumenten verwahrt werden . Am Ende des Tisches ist ein geschnitztes Crucifixbild angebracht , auf welches alle Kranken sehen können , und über demselben hängt eine blecherne Glasslampe , dessen Lüslichkeit dampf eine durch die Brettedecke gehende Röhre , ableitet .

Den Dienst für die Kranken versieht der E. P. Bergarzt am Windschacht , der dortige

Bergchyrurg, ein L. L. Beamter als Rechnungs-führer, ein Krankenwärter (dessen Weib auch die Pflichten eines Epitalochs überwommen hat) und mir, ist die Oberaufsicht anvertraut. Ich musste daher die nöthige Instruktionen für das Dienst-personale verfassen, bey welchen ich vielleicht eben so wie bey dem vorgelassenen Entwurfe, noch Vielmehreres (als obne dem geschah) hätte anmerken können, wenn damals schon die sehr wichtigen Epitalichristen eines Frank, eines Stoll, eines Strak u. m. a. bekannt gewesen wären; oder wenn ich auch damals schon, die schätzbarren Einrichtungen, bey denen seit meiner Abwesenheit in Hungarn neu errichteten Civil und Militär Spitalsanstalten in Wien, gesehen hätte. Über alles, was ich in dem größern Plan überhaupt gesagt habe, und für die Krankenpflege insbesondere vortheilhaft ist, habe ich in jenen Instruktionen zusammengebracht. Der frische Mann wird dort sorgfältig gehobt, er bekommt eine gute Rost (die aus den Speisordnungen des Wiener - allgemeinen Krankenhauses, und des dortigen Militär - Spitals gewählt ist) er erhält alle nöthige Arzneien unentgeltlich; um gar keinen Mangel bey der Krankenwartung zu haben, werden im Nothfalle dem Krankenwärter Gehülfen gestattet, und Febermann röhmt die dort herrschende Melusinlichkeit.

Auf diese Art hätten wir dann hier in Chemnitz für das k. k. Bergvolk ein Krankenhaus, das jedoch noch zu unvollkommen, und in Verhältniß mit der grossen Volksmenge und der grossen Krankenzahl viel zu klein ist. Höchstens taugt es nur für ausserordentliche Fälle; für die Werpflegung äusserst verlassener, dürftiger Knappen, und für Heilungsversuche bey merkwürdigen, oder zweifelhaften Krankheiten. Immer also noch bleibt das intentionirte grössere Spital, ein unentbehrliches Bedürfniß für den achtungswürdigen Bergmann.

Ob ich diesem Bedürfnisse zu steuern ein Mitgehülfe zu seyn fähig bin, wird man in dieser Abhandlung mehrere Beweise angetroffen haben, und wie ich von Spitälern überhaupt denke, rechtsfertige ich mich in nachstehenden, allgemeinen Sätzen.

* * *

Krankenhäuser sind die sichersten Zufluchtsdörfer, für arme, hülfslose, schlecht versorgte Kranke.

Erst dieses Jahrhundert ist der Zeitpunkt, daß man in Europa wahre Krankenhäuser zu errichten anfing. Vor diesem, scheint man nur verworrene

Begriffe von dem eigentlichen Endzwecke eines solchen Hauses gehabt zu haben.

Wier Zeitpunkte waren nothwendig, bis man es dahin brachte, bestimmt über Krankenhäuser zu denken, sie so zu errichten wie sie an manchen Orten sind, oder seyn sollten.

Der erste Zeitpunkt ist die Zeit der Ritter, und Kreuzjüge. Man bewirthete Verwundete, und Pilgrime, und obd, lange Straßen, auf welchen gewandert wurde, forderten eigene Häuser, die man Hospitáler nannte.

Der zweyte Zeitpunkt, ist die Zeit der Pesten, und der furchterlichen Lepra, welche die unerblicke Wölker von den ößlichen holten. Man kannte diese Krankheiten nicht, und kein anderes Mittel dawider, als die Absonderung, in Pesthäuser oder Lazarete.

Der dritte Zeitpunkt ist die Erscheinung der schrecklichen Venussucht. Man scheute diese Krankheit damals mehr, als man sie jetzt zu scheuen scheint, schloß ihre Schlachtopfer von der menschlichen Gesellschaft aus, und sperrte sie in Frankosenhäuser.

Der vierte Zeitpunkt, ist die Zeit gereinigter Religiosität; Fürsten, Klöster und reiche Weltkinder weteiferten der Armut zu pflegen, und da grausame Kriege die halbe Welt bluten machten, und Legionen von Menschen ohne Eigentum, Bettler und Kribbel waren, öffnete ihnen die Wohlthätigkeit Versorgungshäuser.

Lange blieben diese der einzige Zufluchtsort für Kranke. Aber die Zeit der Sydenham und Boerhaave, oder welches einerley ist, die Zeit der erlauchteren Heilkunde sah die unzulängliche, zweckwidrige Anstalten, und bewirkte eine unthige Theilung.

So entstanden dann eigentliche Krankenhäuser, und weil nicht alle Kranken in ein Haus gehobren, und nicht alle Verhältnisse der Lebendarten gleich sind, so errichtete man auch noch: Siechen- Irr - Gebähr - Findel - Kontumaz - Blatter - Krägen - Franzosen - Pest - Versorgungs - Häuser, und Feld - Kriegs - See - (Ach! kommt' ich doch auch sagen) Berg - Spitäler.

Endlich erschien aber ein Universal Decennium, und in manchem Lande wurden alle verschiedene Krankenanstalten, universalisiert.

Wären Universalspitáler von den Nutzen, welchen man sich im Vorans von ihnen versprach, so würde das grosse Krankenhaus in Wien für die ganze Welt ein Muster seyn können, und Falkens Entwurf für ein allgemeines Krankenhaus, nicht in Ewigkeit bleiben, ein schöner — Idealplatz.

Bey der Vergleichung der Volks sagen, und praktischer Spitalkenntniß, scheint es: daß ein Universalkrankenhaus unmöglich so nützen könne, als einzelne Spitäler.

Ein grosses allgemeines — für alle Krankheiten bestimmte Krankenhaus, gleicht einem öffentlichen verbächtigen Hause, oder einem allgemeinen Leichenacker. Im ersten ist alles in Gefahr angestellt zu werden, was hineinkommt, im andern hilft ein Körper dem andern faulen.

Ein allgemeines Krankenhaus ist ein grosser prächtiger Schild vor einem schlechten Wirthshause, das wegen guter Bedienung im übeln Ruf steht.

Ein allgemeines Krankenhaus, macht die Eorgfalt und den Geldaufwand eines Staates anschaulich, verdeckt aber die heimliche Sünden der

Ärzte

Ärzte, der Krankenwärter, des ganzen Dienstpersonals.

Ein allgemeines Krankenhaus macht die ausgestellten Ärzte verwirrt, und die Kranken mißmutig.

Ein allgemeines Krankenhaus ist in dem Verdachte, alle Krankheiten über einen Leisten zu heilen, und eine Unfehlbarkeit zu assertiren, der alle Provinzen bey Spitalsangelegenheiten hofiren sollen.

Ein allgemeines Krankenhaus vergleicht man einem Hochgerüste, das jedermann angafft, und jedermann flieht.

Ein allgemeines Krankenhaus einer Stadt dominirt über alle Gassen und Vorstädte ihres Bezirkes, weil jeder arme Kranke, nirgends als dort Hülfe suchen kann, und es lässt sogar bey leicht möglichsten Feuerbrünsten in demselben, keine Freystatt für die arme Kranken übrig.

Ein allgemeines Krankenhaus erschwert die Rechnungen; erschöpft die Fondkassen, verursacht Administrationslücken, und ein einziger Fehler bringt das Gauze, ins Stoszen,

Einzelne und mehrere Spitäler in einer grossen Stadt, heugen einer allgemeinen Ansiedlung vor.

Einzelne und mehrere Spitäler, machen die nöthige Absonderung thunlich; denn gebährende Weiber und Kindeskinder, Venussbrüder und Kontrumacisten, Aussätzige und Blatternde, Irrende und Sieche, Kribbelhafte und veraltete Menschen fordern Separation, so wie einzelne Stände: Priester und Layen, Seelente und Soldaten u. d. m. verschiedene Behandlung fordern.

Einzelne und mehrere Spitäler gewähren den Kranken bessere Pflege, die Aufsicht kann weniger zerstreut, mehr auf einen Gegenstand hingichtet seyn.

Einzelne und mehrere Spitäler schildern den dort hausenden Arzt, wie er leibhaftig ist, zeigen die Saumseligkeit der Spitaldienner in ihrer Blöße, und die öffentliche Sorgfalt kann mehr betrieben werden.

Einzelne und mehrere Spitäler gestatten dem Arzte mehr Muße zum Studium über seine Kranken, er kann die Krankenzahl leichter überschauen, und sich den Kranken gefälliger machen.

Einzelne und mehrere Spitäler bringen eine gewisse (übliche) Emulation unter ihren Aerzten hervor. Einer sucht den andern — nicht durch Labate, sondern — durch Kunstfleß und Eifer zu übertreffen, und sich öffentliches Vertrauen — besonders wenn ein Krankenhaus besseren Arztlohu, als das andere giebt — Besförderung zu verschaffen.

Einzelne und mehrere Spitäler lassen sich leichter behandeln, leichtere Untersuchungskosten aussinden, leichter, wenn ihre Fundamentalgesetze wanken, ins Geleise bringen.

Einzelne und mehrere Spitäler lassen auch den Provinzialärzten Ehre; eine Provinzstadt darf sich nicht nach den Maximen der Hauptstädte richten; der Arzt wird dort auch für sich handeln können, und deutl über handelt er gescheuter in seinem Provinzialwinkel, als der Hauptstädter in seinem Konversationszirkel, so bleibt die Ehre ihm, und er kann befördernde Erlösung hoffen. Als wüsten Gegenden werden oft die schönsten Pflanzen, in die Prachtgärtten der Grossen versetzt.

In Hauptstädten soll und kann die Anstalt für mehrere Krankenhäuser seyn, aber in Provinzialstädten ist so etwas selten thunlich; da ist jedoch

jedoch nicht so viele Gefahr von der Krankenmenge zu befürchten, und wenige Separatisten lassen sich leicht irgendwo unterbringen.

So nothwendig auch mehrere Krankenhäuser an einem grossen Orte sind, so sollen aber doch diese unter einem Director, eben so stehen, wie sie und alle Provinzspitäler, unter einer Hospitaldirection; aber den Aerzten muß ihr Zdeengang nicht gehemmt, und schonend begegnet werden, ihnen, die der täglichen Gefahr des Todes ausgesetzt sind, und bey Gemüthskrankheiten vorzüglich geschwind der tödtenden Morbonia unterliegen.

Die Spitalsdirection eines Landes muß wachen, daß die Erfordernisse für ein Krankenhaus nie fehlen.

Die Hauptfordernisse für ein gutes Krankenhaus sind, außer guten, verständigen Leib- und Wundärzten, bey einem sichern Spitalfonde;

a. Eine gute, erhabene, trockene, reinlifftige Lage des Spitals,

b. Dasselben Bau mit übereinstimmendem Urtheil des Arztes und Baumeisters eingerichtet.

c. Von Qualsalben und Arzthyverschwendung entfernte Heilung der Krankheiten.

d. Eine gute, der Landessittlichkeit angemessene Speiseordnung, und wenige, aber gut zugerichtete Speisen.

e. Menschenliebe, und wohlwollendes Betragen von Seite der Krankenwärter.

f. Harmonie unter allen Spitalbeamten, und Dienern.

g. Der höchste Grad der Reinlichkeit, und Lustverbesserung, doch, dabei die Kranken nicht frieren, oder durch starke Ösenhitze sublimieren lassen.

h. Wenige Unhäufung der Kranken in einem Zimmer, aber nicht für jeden Kranken ein eigenes Zimmer.

i. Gorgfältige Vermeidung verschiedener Krankheitsgeschlechter in einem Zimmer oder Hause.

Geschieht alles dieses, dann ist es gleichgültig, ob man den Zufluchtsort der Kranken, Krankenhaus, oder Spital nennt:

Dann wird die Doctormordende Frage entschieden seyn, ob ein Privatfrankenbesuchsinstitut vor jeder Spitalsverpflegung den Vorzug habe; und:

Dann wird Süßmilchs Berechnung widerlegt seyn, „dass die Krankenhäuser die Sterbenzahl vermehren.“

Ueberhaupt aber scheint es nothwendig zu seyn. — Alles was bisher, von guten Spitalanstalten, bekannt, geschrieben, gedruckt ist, in ein Lehrsystem zu bringen; und möchte darüber Aphorismen liefern, wenn ich wüste, dass sie nicht unangenehm wären.

Beschreibung und Erklärung der Tabellen.

Tab. I.

Grund und Aufriss des Krankenhauses für das k. k. Bergvolk in Schemnitz. 1. Die größeren Krankensäle. 2. Acht kleinere Krankenzimmer. 3. Stiege vom Keller bis unter das Dach. 4. Stiege von ebener Erde bis unter das Dach. 5. Zimmer für die Krankenwärterinnen. 6. Küchen für die Kranken. 7. Die Abritte. 8. Die Gänge. 9. Beliechtungsgänge. 10. Das Oratorium. 11. Die Einfahrt in das Haus. 12. Das Zimmer des Thorwächters. 13. Das Zimmer der Hausknechte. 14. Die Speisekammer für den Wundarzt. 15. Dessen Holzgewölbe. 16. Dasselben Küche. 17. Drey Zimmer für ihn. 18. Ein Zimmer für die medizinisch-chirurgische Schule. 19. Das Zimmer des Schreibers. 20. Die Vorrathskammer. 21. Das Stroh-depositorium. 22. Vier Zimmer für den Leibarzt. 23. Dasselben Küche. 24. Dessen Holzgewölbe. 25. Dessen Speisekam-

mer. 26. Das Dispositionszimmer. 27. Die Hauskapelle. 28. Die Wagenremise. 29. Das Zimmer für den Hauskaplan. 30. Das Zimmer für die chirurgische Operationen. 31. Die Todtenkammer. 32. Die Speisekammer für den Spitalkoch. 33. Die Küche für ihn. 34. Drei Zimmer für ihn und seine Leute. 35. Dessen Holzgewölbe. 36. Geschirrkammer und Stallung. 37. Das Badzimmer. 38. Zwei Zimmer für die Wärterinnen und Waschweiber. 39. Wasch- und Backküche. 40. Das Holzgewölbe dazu. 41. Ein Zimmer für den Apotheker. 42. Dasselben Laboratorium. 43. 44. Vier Gänge durch das Gebäude. 45. Zwei Brunnen. 46. Vier Einfälle des Tagwassers in die Abritte.

Tab. II.

Die Fundamente von den Kesseln, 47. Der Grundriss von den Abritten, 48. und das Kreisprofil durch die punktierte Linien a. b. und c. d.

Tab. III.

Tab. III.

von

Herrn Karl Haidinger,

k. k. Bergrath und Professor der Mathematik
und Bergbaukunde, bey der k. k. Bergakademie
in Schmiedeberg.

Um alle jene Arbeiten, wodurch das Leinenzeug gereinigt wird, mit den geringsten Kosten, und in der kürzesten Zeit vornehmen zu können, werden Maschinen erforderlich, deren Beschreibung ich hier, der Beschreibung der Wascharbeiten selbst, vorausschicke.

Fig. I. Bütte zum Wasserheizen.

Die Bütte selbst ist von weichem Holze, oder wenn man auf längere Dauer sieht, so mag sie von Eichenholze auf 40 — 50 Eintraß Wassers bereitet werden; sie ist mit 4 — 5 starken eisernen Reissen befestigt, und ihre Struktur ist aus der Figur klar. Der Ofen in der Bütte kann von gegossenem Eisen seyn, oder auch von Kugelfer-

geschmiedet werden, welches besonders dort, wo der Ofen in die Bütte eingefestt ist, etwas stark gehalten werden soll, damit die Verkeilung nicht weichen könne. Die Bütte selbst bekommt einen hölzernen Deckel, die Rauchröhre kann unter einen gewöhnlichen Schornstein geleitet, oder auch, wenn die Bütte im freyen steht, nur so, wie die Figur zeigt, vorgerichtet werden.

Ich habe durch Erfahrung (indem ich mich zu den Amalgamationsarbeiten eben dieser Vorrichtung bediene) gefunden, daß das Wasser auf diese Art mit so wenigem Holze zum Kochen gebracht werden könne, daß man bei allen andern Vorrichtungen wenigstens sechsmal so viel nötig hat. Man wird sich daher dieser Art Wasser zu heissen in vielen andern Fällen mit Vortheil bedienen können, besonders aber wird sie dazu dienen, sich das Wasser zu Bädern äußerst wohlfühl zu verschaffen.

Die Bütte dient, so wie Kessel, nicht nur um Wasser zu heissen, sondern auch um Aschenlauge zu bereiten.

Soll Aschenlauge bereitet werden, so wird ein Sack von dichtgeschlagenem groben Lein-

Leinenzeug mit Asche gefüllt, und in die Bütte gehängt, wo das Kochende Wasser mit den Salzen der Asche sich wohl verbinden kann, ohne durch letztere verunreinigt zu werden.

Ist die Menge der Wäsche groß, so kann auch die Seife unmittelbar in der grossen Bütte mit der Lauge gekocht werden, sonst kann sie auch in kleine Stücke zerschnitten, oder mit etwas Wasser in einem grossen Mörser zu einem Brey gestampft, geradezu in die Waschmaschine eingetragen werden.

Fig. 2. Die Waschmaschine.

Diese ist blos ein großes Fass, dessen Größe nach der Menge der Wäsche eingerichtet werden muss. Die Länge der Dauben kann von brey — 4 Schuh steigen, der Durchmesser aber zwischen 8 — 12 Schuh halten. Die Art, wie die eiserne Axen, welche nicht durch das Fass durchgehen, an dem Waschfasse befestigt sind, ist aus der Figur sichtbar. Das Fass wird durch ein Paar Männer nach Bedürfniss durch 4 — 6 und mehrere Stunden umgetrieben, wo das Uebereinanderstürzen der Wäsche die

Stelle des Neibens mit Händen, oder des Schlagens mit den Waschbläueln vertritt, und dem Gewebe weit weniger nachtheilig ist, als die beiden letzten Behandlungsarten. Verstattet es die Lage, so kann das Fass mit vielem Vortheile durchs Wasser getrieben, und in diesem Falle kann dasselbe selbst, gleich einem unterschlächtigen Wasserrade, mit Schaufeln vorgerichtet, in jenen Bach gehängt, und so in Umlauf gebracht werden.

Die Verhältnisse, welche ich oben angegeben, sind mir von mehreren Reisenden mitgetheilet worden, welche solche Fässer vorzüglich in England gesehen haben, wo sie zu eben diesem Endzwecke dienen. In dessen Ednute zu einem Versuche ein kleineres Fass angewendet werden, wo die Daußen etwa zwey, und der Durchmesser des Fasses fünf Schuhe halten dürfte.

Fig. 3. Die Ausringmaschine.

Die Wäsche wird in einen langen Sack von stärkstem Leinentuch gesteckt. Dieser Sack kann mit feinerem Leinenzeug gefüttert werden, um die Wäsche zu schonen. Der Sack wird mit einem Ende an einem Balken,

ken, oder an einem unbeweglichen starken Haken von Eisen festgemacht; das andere Ende des verschlossenen Sackes wird an einen andern dem vorigen gleich hohen Haken gebunden, der mittels eines großen Nades so umgedreht werden kann, daß der Sack gleich einem Stricke gedrehet werde. Durch dieses Zusammendrehen des Sackes wird nun das Wasser mit der größten Gewalt aus der Wäsche ausgetrieben. An dem beweglichen Haken ist ein starkes Sperrrad angebracht, welches verhindert, daß sich der Sack nicht wieder zurückdrehe, wenn er zusammengedreht worden.

Man bedient sich dieser Maschine auf den Bleichplätzen in Holland, um die feuchten Leinenstücke auszuringen; es ist also diese Maschine, so wie die vorige, bereits im Gebrauch. In der Zeichnung ist sie nach dem beigefügten Maassstab um die Hälfte zu klein.

Was nun die Behandlung der Wäsche selbst betrifft, so muß fürs erste Sorge getragen werden, daß sie an einem lustigen Ort aufbewahret werde; denn, eingepackt in Kästen, besonders an feuchten Orten, erstickt sie gerne, und erhält Flecken, wel-

che bald löcherig werden, da die Fäden sowohl durch diese Verstopfung, als durch den fetten und scharfen Schnitt zeragt und ausgediset werden. Am besten ist es, wenn die schnitzige Wäsche auf Leinen oder Stricken an einem lustigen Ort aufgehängt wird.

Die Art, im Fasse zu waschen, kann ich zwar nicht aus eigener Erfahrung angeben, sie wird indessen nicht schwer zu finden seyn, da wirklich an vielen Orten in solchen Fässern gewaschen wird. Wahrscheinlich aber wird man hieben nicht alle Handarbeit beseitigen können, und stark beschmutzte Wäsche, oder solche, die Flecken hat, wird doch mit Waschblättern, oder Bürsten, behandelt werden müssen; würde man sich aber zu solcher Wäsche der gewöhnlichen Walkmühle der Tuchmacher bedienen, und das Leinen mit Seife wasken lassen, so glaube ich, daß man die Handarbeit ganz entbehren könnte, wenigstens wäre es bey Spieckern sehr der Mühe werth, den Versuch zu machen, welches beträchtliche Kosten ersparen würde, besonders wenn die Maschinen durchs Wasser getrieben werden könnten.

Ist die Wäsche rein gewaschen, so kommt sie in den Sack zum Ausringen. Diese Arbeit geschieht rückweise; nämlich, es wird das Rad nicht in einem fort gedrehet, sondern man lässt der Wäsche immer einige Zeit, um sich ihres Wassers, welches mit Hestigkeit durch den Sack bringet, zu entledigen. Es ist klar, daß je stärker der Sack gedrehet wird, desto mehr werde das Wasser ausgerungen. Hat man hier die Kräften nicht gespart, so hat man das Vergnügen, daß die Wäsche beynahe trocken aus dem Sacke kommt, und daß, wenn man sie an der Lust auf Sticke hängt, ein Paar Stunden genug sind, sie ganz zu trocknen. Man darf indessen dies nicht abwarten, sondern wenn die Wäsche noch einen gewissen Theil von Feuchtigkeit hat, so kann sie über die Mängewalzen geschlagen, und getragen werden. Man könnte sich auch zu dieser Arbeit, wo es der Platz verstatte, der großen Menge der Blaufärber bedienen, die gewöhnlich mit einem Pferde oder auch mit Wasser getrieben wird. Die bei dieser Art vorkommende Handgriffe könnten leicht bey jedem Leinenfärber eingeschafft werden.

Auf diese Art könnten alle Wascharbeiten leicht durch Maschinen betrieben werden, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß bei dieser Vorrichtung mit vier Menschen so viel ausgerichtet werden kann, als auf die gewöhnliche Art mit zwanzig. Ferner kann die Wäsche auf diese Art in zwey Tagen ganz fertig seyn, welches nach der gewöhnlichen Art unmöglich ist. Drittens ist die Holzersparung beträchtlich; und endlich verdienet die Schonung der Wäsche und Arbeiter, und die Betrachtung, daß wegen Schnelligkeit der Arbeit öfter gewaschen werden kann, folglich ein kleinerer Wäschvorrath nöthig ist, gewiß alle Rücksicht.

Fig. 4. Ein Stubenofen. (Der zugleich ein Ventilator ist.)

Die Einrichtung des Ofens selbst ist aus der Figur klar, und das Ganze besteht darin, daß ein Rohr mitten durch den Ofen geht, und zwar dort, wo die Hitze am stärksten ist, daß ferners dieses Rohr auf beiden Seiten, nämlich bei a. und b. offen ist. Ein Theil des Rohres geht durch den Ofen in die Stube; der andere, ebenfalls offene Theil, geht in einen Ganz-

oder

oder ins freye, oder irgend wohin, wo reine Luft ist. Wird der Ofen geheizt, so wird zugleich die Röhre erhitzt, und die darinn enthaltene Luft verdünnt, wo fogleich die äussere kalte nachdringt, bey ihrem Durchgang durch die Röhre erwärmt, und so beständig rein und warm mit grosser Schnelligkeit in die Stube geführet wird.

Alle übrige Ventilatoren bringen die Luft kalt ins Zimmer, und dies ist besonders in Krankenzimmern oft schädlich, immer aber unangenehm, und wegen des grösseren Holzverbrandes auch kostspielig.

Der angegebene Ofen mag aus Guss-eisen, oder auch blos aus gewöhnlichem Löfferton bestehen, nur sollte wohl immer das Rohr von ersterem seyn, ob es gleich auch nur blos vom Löffergut seyn kann. Würde statt einer blos cylindrischen Röhre, ein Theil derselben in Kugelform gebracht, so wie die punktierte Linie der Figur zeigt, so würde es unfehlbar noch besser seyn.

Franklins Kaminsen haben eine etwas ähnliche Einrichtung, doch sind sie gewöhnlich zu theuer, um allgemein angewendet zu werden, und erwärmen auch nicht genug.

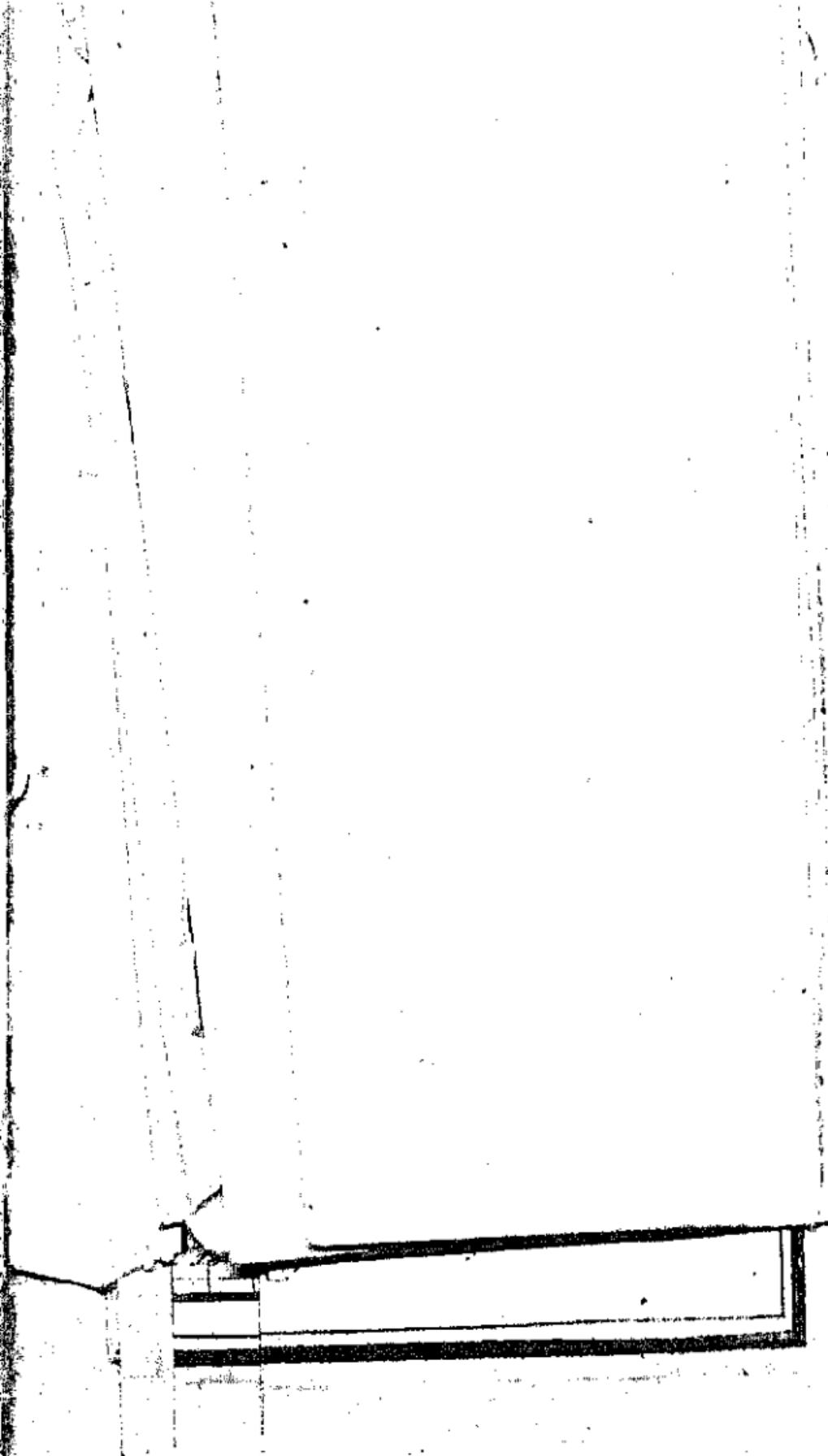
Der

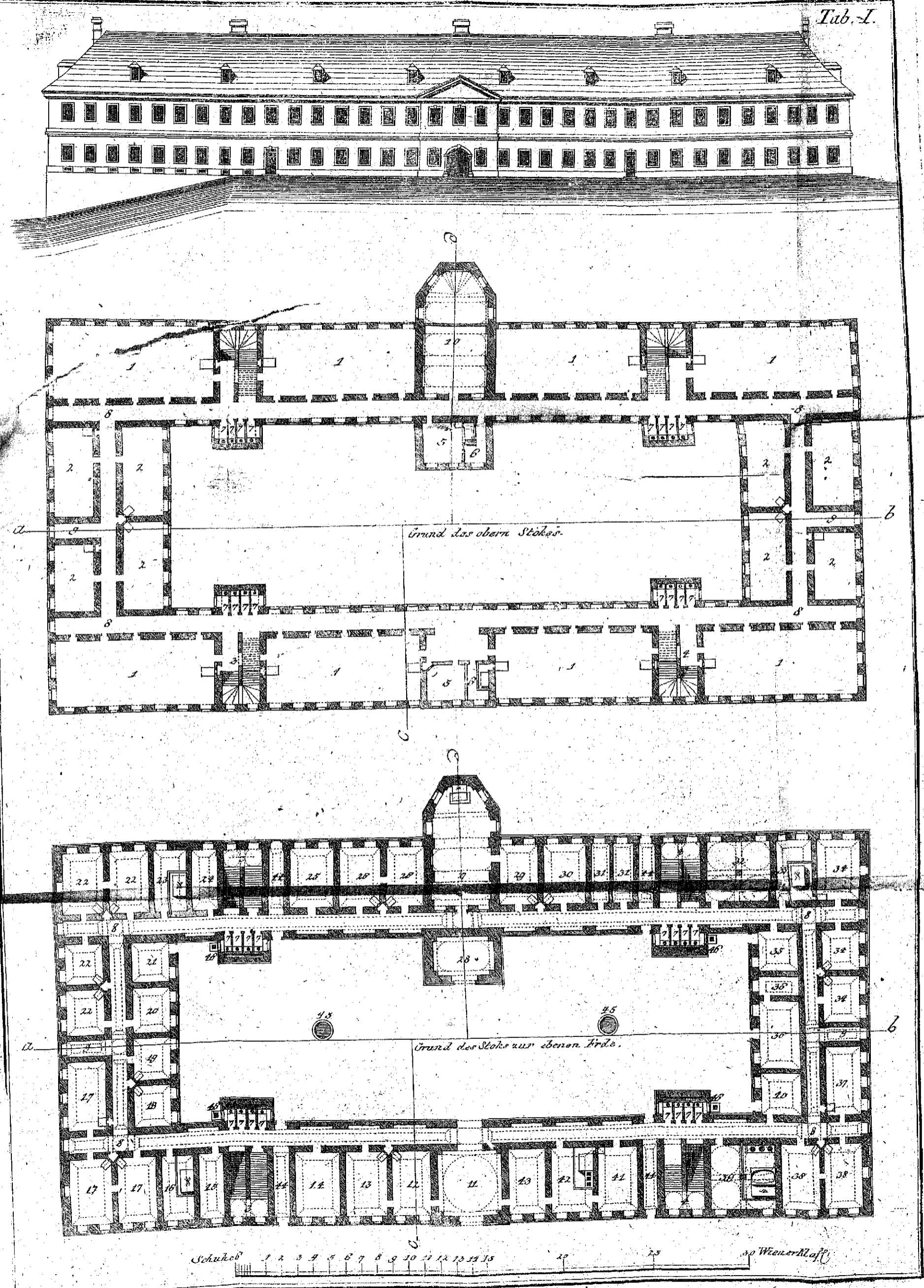
Der mir unbekannte Erfinder dieses Ofens hat diese Schwierigkeit glücklich gehoben, und ihn einfacher gemacht. Er hat dahero eben das Verdienst um das Menschengeschlecht, als jener, und wenn wir es dem Herrn Argand verdanken, daß wir bey seiner Lampe das Taglicht weniger hart vermissen, so verdient der Erfinder dieses Ofens, der uns im strengsten Winter eine reine, warme, beynah'e möchte ich sagen Sommerluft, geniessen macht, nicht weniger unsern Dank.

Vorzüglichere Druckfehler.

S. 13, S. 12, L. Seitengassen, S. 18, S. 9, L. anthas-
ter, S. 19, S. 18, st. ihrer L. seiner, S. 28, S. 22,
L. beschulbiget, S. 33, S. 11, L. dem S. 33, S. 25, L.
bestehet, S. 24, S. 18, L. vor, S. 38, S. 9, L. eintrug,
S. 42, S. 24, L. Wässer, S. 44, S. 24, L. erforderlich, S.
48 S. 3, L. Bergjugend S. 55, S. 4, L. Augen, S. 62, S.
5, L. Mittel, S. 64, S. 19, L. dem, S. 67, S. 2, L. Pro-
teghen, S. 67, S. 12, L. machter, S. 70, S. 4, st. e b e m-
falls, L. allenfalls, S. 75, S. 16, st. aus, L. auf, S.
79, S. 14 -- 15, L. würden, S. 79, S. 19 -- 20, L. Or-
nitolog, S. 90, S. 11 -- 12, L. beschreibet, S. 92, S. 5-6
S. in Siebenbürgen, S. 92, S. 13, L. deutsche, S. 95,
S. 23, L. Feuchtigkeiten, S. 95, S. 22, L. hindanach, S.
102, S. 9, L. Thermometern, S. 102, S. 14, L. Raumdr.
S. 103, S. 4, st. vermetten, L. vernelten, S. 106,
S. 18-19, st. slavische Arbeitung, L. slavische
Uarbeitung, S. 107, S. 27, L. beyträge, S. 112, S. 9-10,
etwan, S. 113, S. 22, L. fordert, S. 114, S. 17, L. Hos-
nigs, S. 114, S. 19, L. Hellsrästen, S. 117, S. 12, L.
mehreren, S. 117, S. 24, L. Spezificum, S. 119, S. 2-3,
würden, S. 123, S. 2, L. Herzloppen, S. 128, S. 20, st.
de in L. den, S. 129, S. 20, L. vorgeschrieben, S. 129,
S. 24, st. d u , L. da, S. 133, S. 22, L. bewisen, S.
156, S. 51, L. irgendwo, S. 137, S. 20, L. cacheatisch zu
werden, S. 144, S. 14-15, L. wohleingerichteten, S. 145,
S. 15, L. bisher hier gewesene, S. 146, S. 13, st. mir
L. mich, S. 146, S. 22, L. Bergbrüderlade, S. 147, S.
6, in der Note L. Berggericht, S. 148, S. 25, st. ein en,
L. seinen, S. 150, S. 1, in der Note st. e i n e n, L. meis-
ten, S. 158, S. 14-15, L. sein Gebeth und seinen Rath,
S. 159, S. 23, L. verwehrt, S. 162, S. 7, L. Pfarrer,
S. 166, S. 14, st. machen, L. reichen, S. 173, S. 6,
L. thut, S. 174, S. 21, L. dem, S. 176, S. 10, st. di e,
L. sie, S. 176, S. 1, in der Note L. das, S. 3, L. umver-
münderte, S. 5, L. werten zwar, S. 178, zwischen, S. 15-16,
L. III. Von der diaketischen Krankenpflege,
S. 185, S. 3-4 L. doch nur einige Sölle enger und nie-
derer, als dieser) S. 188, S. 3, L. diesen, S. 191, S.
22, st. verbauen de, L. verdauliche, S. 239, S. 21, L.
vorzüglich, S. 236, S. 23, bleibt das aus, S. 240,
S. 20, L. Mervens, S. 246, S. 20, st. eben falls, L.
allenfalls, S. 255, S. 3-4, L. durch Kabale, S. 255, S. 9,
L. Unterhaltungskosten, S. 255, S. 13, L. Provincialärge-
ten, S. 256, S. 16, L. Hauptforderuisse.

and is represented in one
of his paintings. The man
was tall and thin,
with a very pale
face, and
had a very
thin, sharp
nose, and
thin lips.
He had a
very pale
face, and
thin lips.
He had a
very pale
face, and
thin lips.





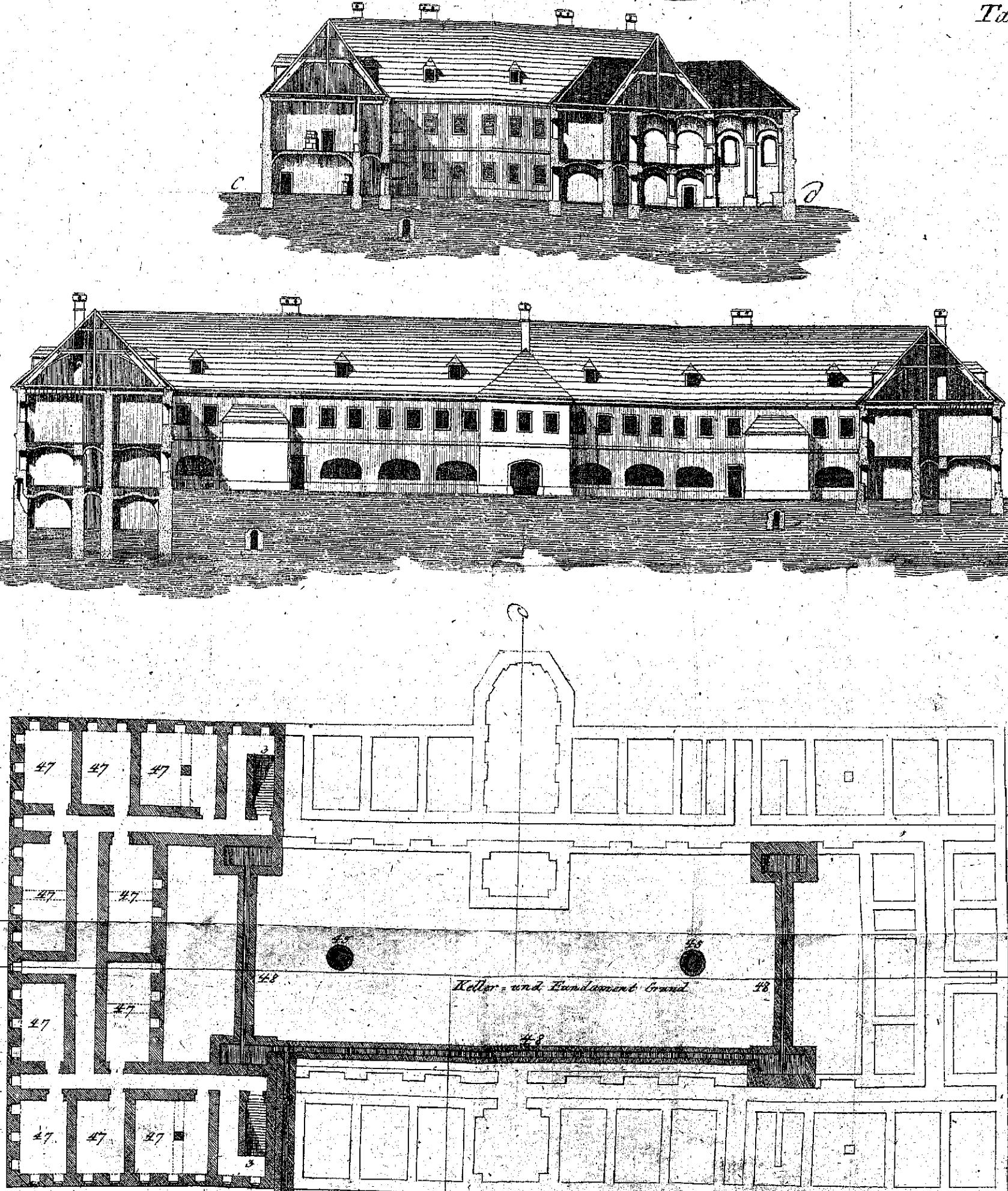


Fig. 1.

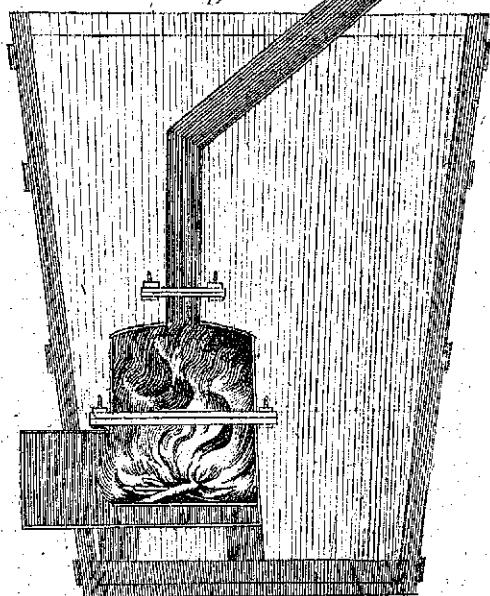
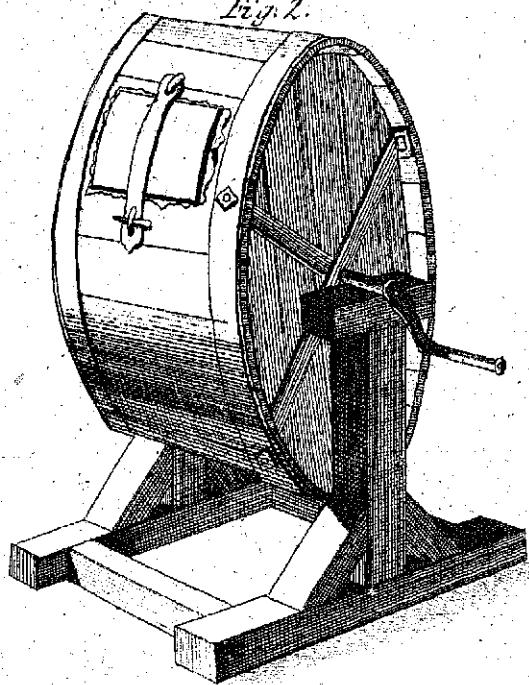


Fig. 2.



1. 2. 3. 4. 5. 6. Wiener Schuh.

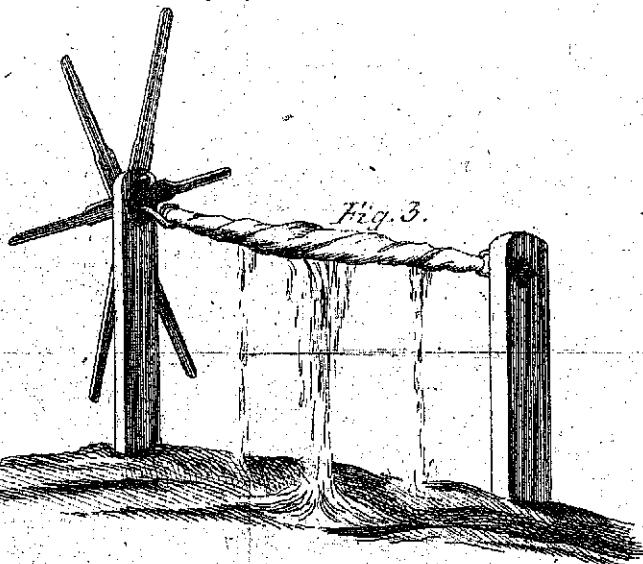


Fig. 3.

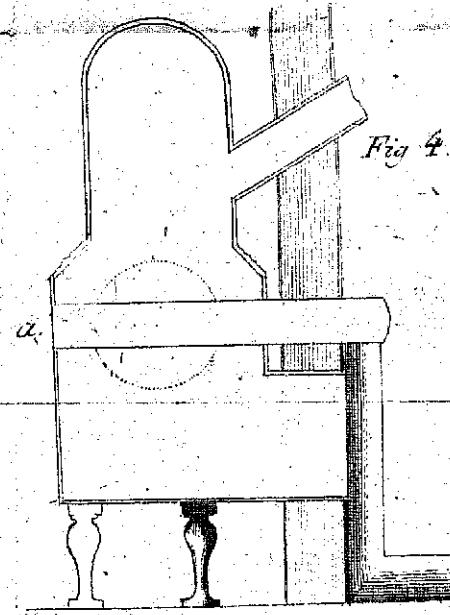


Fig. 4.